

Stadtforum Berlin:

MITTENDRIN UND DOCH AM RAND? HOCHSCHULSTANDORTE IN BERLIN

Dokumentation der Veranstaltung am 10. März 2008 im Ernst-Reuter-Haus

Begrüßung



Frauke Burgdorff, *Moderation*

Meine sehr verehrten Damen und Herren, darf ich um Ihre geschätzte Aufmerksamkeit bitten. Mein Name ist Frauke Burgdorff. Ich habe heute das Vergnügen, Sie durch das Stadtforum führen zu dürfen: „Mittendrin und doch am Rand? Hochschulstandorte in Berlin“. Ich möchte Sie alle ganz herzlich begrüßen.

Ich bin Raumplanerin und leite eine kleine Stiftung in der alten Hauptstadt Bonn. Die

Stiftung kümmert sich vor allem darum, der planerischen Praxis Raum zum Denken zu geben. Wir nennen uns daher auch „Denkraum für die Praxis“. Ab und zu moderiere ich ganz gerne, weil ich dann genau diesen Kontakt herstellen kann. Und ich freue mich ganz besonders, dass mich die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und der Beirat des Stadtforums Berlin eingeladen haben, diesen Nachmittag zu moderieren. Wie Sie hören, sind wir heute ein wenig zur Sprachdisziplin aufgerufen. Herr Beckmann war krank, Herr Prof. Kutzler ist krank, ich werde krank. Meine Stimme ist nicht so kräftig, wie sie es bei einer Moderatorin sein sollte. Aber ich denke, Sie hören mir deswegen vielleicht ganz besonders gut zu. Und Sie haben auch schon die erste Ankündigung gehört: Herr Prof. Kutzler ist krank und kann deshalb heute nicht dabei sein.

„Mittendrin und doch am Rand? Hochschulstandorte in Berlin“: Eine Stadt mit vier Universitäten, vier Kunsthochschulen, sieben Fachhochschulen, 134.000 Studierenden, über 70 außeruniversitären Forschungsinstituten – das klingt alles sehr beeindruckend. Köln hat 62.000 Studierende und München 86.000. Ich wurde eingeladen, ein Hochschulthema zu moderieren und als ich gestern mit der Bahn in die Stadt eingefahren bin, habe mich gefragt, welche Rolle die Hochschule für mich ganz persönlich spielt und wann ich Hochschule in Berlin wahrnehme. Ich nehme höchstens die Planungsfakultäten wahr, weil es zu meiner Profession dazu gehört. Ansonsten spielt Hochschule keine zentrale Rolle in meiner persönlichen Wahrnehmung. Ich lade Sie also heute zur Diskussion ein, wo eigentlich Hochschule stattfindet in Berlin, welche Rolle Hochschule in der Wissensgesellschaft der Stadt Berlin spielt und wie Hochschulen und Stadt wechselseitig voneinander profitieren können.

Das Stadtforum, das wissen die meisten von Ihnen hier, hat eine lange Tradition. Es ist ein Format, das den öffentlichen Diskurs auf sehr hohem Niveau pflegt. Im Rheinland, im Ruhrgebiet haben wir immer neidisch auf das Stadtforum geguckt, denn wir haben gesehen, dass in Berlin diskutiert wird. Das Stadtforum in Berlin war einer der Anlässe dafür, dass heute in vielen Städten in Nordrhein-Westfalen über Baukultur, über Stadtplanung diskutiert wird.

Das Stadtforum ist ein öffentliches Diskursforum, das in der neuen Staffel immer

vorbereitet wird durch eine vorgesetzte Werkstatt. Die Werkstatt zu unserem Thema hat vor drei Wochen stattgefunden. Einige der Experten sitzen heute auf dem Podium und können die dort geführten Diskussionen hier einspeisen. Einen guten öffentlichen Diskurs stellt man aber nur her, wenn man auch informiert in den Diskurs geht. Und darum stehen am Anfang der Stadtforen immer zwei einleitende Vorträge. Das Verhältnis zwischen Stadt und Wissenschaft wird uns von Herrn Prof. Klaus Kunzmann vorgestellt. Frau Kerstin Höger wird über die Trends in der europäischen Universitätslandschaft referieren. Dann findet öffentlicher Diskurs zu einem bestimmten Thema auch nur statt, wenn man überhaupt Positionen hat, über die man sprechen kann. Also wird es nach diesen beiden Vorträgen eine Diskussion hier auf dem Podium, aber auch mit Ihnen geben. Und schließlich findet ein guter öffentlicher Diskurs über ein bestimmtes Thema immer nur dann statt, wenn man eine bestimmte Kultur des Diskurses einhält. Das heißt, man hält sich an die Zeiten und man argumentiert aus der Sache und für die Sache. Und das wäre mein Wunsch nicht nur an die Podiumsgäste, sondern auch an Sie, an das Publikum, wenn Sie sich einmischen, was hoch erwünscht ist.

Das Stadtforum Berlin ist nach einer längeren Pause 2004 von Stadtentwicklungs-senatorin Junge-Reyer neu initiiert worden. Es ging ihr nicht nur darum, wieder eine öffentliche Diskussionsplattform zur Verfügung zu stellen, sondern auch um eine Form der Politikberatung. Sie hat deshalb einen wissenschaftlichen Beirat

einberufen, der die Themen mit vorbereitet und im Anschluss Empfehlungen formuliert. Mitglieder sind Prof. Undine Giseke, Prof. Bodenschatz, Prof. Krautzberger und Prof. Spars. Leider kann Frau Junge-Reyer heute zum ersten Mal selbst nicht anwesend sein. Sie vertritt Berlin an anderer Stelle. Frau Senatsbaudirektorin Regula Lüscher ist heute an ihrer Stelle die öffentliche Adressatin unserer Diskussion, stellt den Dialog zur Politik her und wird in einem kurzen Statement ihre Schlussfolgerungen aus dem heutigen Diskurs ziehen.

Unser erster Referent, Herr Prof. Klaus Kunzmann, ist Architekt und Städtebauer. Ich habe ihn kennengelernt als Hochschullehrer, weil ich in Dortmund bei ihm studieren durfte. Er hat aber nicht nur an der Uni Dortmund gelehrt, sondern er war auch in Los Angeles, in Paris, in Cambridge. Herr Kunzmann, ich werde nicht alles aufzählen. Sie haben von dort immer neue Impressionen mitgebracht und auch neue Universitätskulturen. Sie haben die Campi dieser Welt durch eigenes Schaffen erlebt.

Für uns war Herr Kunzmann vor allem immer der Professor für europäische Angelegenheiten. So hat er zum Beispiel auch an dem Raumordnungsprogramm der EU mitgestrickt. Aber er war viel mehr, er hat auch an der Universität Dortmund den Dialog über die Kreativwirtschaft initiiert. Die Kulturwirtschaftsberichte sind eng mit seiner Person verbunden. Er hat sich darüber hinaus sehr engagiert für die Transformation des Ruhrgebietes und andere Industrieräume in Europa. Und er hat nicht zuletzt vor kurzem einen Artikel über die Kulturwirtschaft Berlins geschrieben: „Kreative Räume und Stadtentwicklung in Berlin“.

Herr Kunzmann kennt Berlin nicht nur von Dortmund aus, er lebt mittlerweile in Potsdam und weiß, worüber er redet, wenn er jetzt über die Orte des Wissens in der Stadt referiert. Herr Kunzmann, ich darf Sie bitten.

»Orte des Wissens in der Stadt: Zum Verhältnis zwischen Stadt und Wissenschaft«



Prof. em. Dr. Klaus R. Kunzmann, TU Dortmund

Einen schönen, guten Nachmittag. Ich bin gebeten worden, über Orte des Wissens und über das Verhältnis von Stadt und Wissenschaft zu sprechen. Ich bitte Sie gleich am Anfang um Nachsicht. Das Verhältnis von Stadt und Wissenschaft in Berlin kenne ich wenig. Aber ich war 32 Jahre lang an der Universität in Dortmund tätig und habe dort viel über die Probleme erfahren, die es im Verhältnis von Stadt und Wissenschaft gibt.

Die Orte des Wissens in der Stadt sind vielfältig. Es sind Hochschulquartiere, Technologieparks und urbane Kommunikations- und Kreativräume. Wissensorte in der Stadt sind aber auch Schulen, Bibliotheken und Museen. Letztlich ist auch jede Familie ein Ort des Wissens. Das Netz von Wissensorten in einer Stadt ist das Ergebnis einer Fülle von Einzelentscheidungen im Verlauf von Jahrzehnten oder Jahrhunderten, selten vorausschauend geplant. Heute stellt sich nicht mehr die Frage nach gänzlich neuen Campusplanungen, wie es etwa in den 1960er Jahren im Ruhrgebiet der Fall war. Heute steht die

Frage nach dem Umgang mit den vorhandenen Systemen von Wissensorten in der Stadt im Vordergrund. Das Problem ist, dass diese Orte des Wissens in der Stadt wie ein Archipel sind, das heißt eine Reihe von Inseln – boshhaft könnte man auch von „gated communities“ sprechen. Um von einer Insel zur anderen zu gelangen, muss man das zum einen wollen und zum anderen muss man dafür Anstrengungen in Kauf nehmen. In der Außendarstellung von Städten werden in wunderschönen Prospekten die großartigen Systeme von Wissensorten dargestellt. So stellt sich zum Beispiel das Ruhrgebiet als die größte Wissenslandschaft in Europa dar, was zwar nicht stimmt, sich aber gut liest. Fragt man aber nach der Zusammenarbeit der einzelnen Hochschulen und Fakultäten, so bekommt man immer mit einem Augenzwinkern die Antwort, dass das schwierig sei, weil die Finanzverantwortlichen dann gleich auf die Idee kämen, eine Einrichtung einzusparen. Das führt dazu, dass Hochschulen nur in wenigen Regionen kooperieren, weil sie immer unter diesen so genannten Sachzwängen stehen.

Die Hochschulstandorte in der Stadt sind auch aufgrund ihrer Geschichte sehr unterschiedlich. Es gibt die Traditionsuniversität in der Metropole, eine junge Hochschulfabrik am Stadtrand, eine private Eliteschmiede, eine bipolare Hochschule. So hat München die Hochschule in der Innenstadt und einen „Ausleger“ in Garching. In Frankfurt ist es ebenso und auch

Orte des Wissens in der Stadt

Zum Verhältnis von Stadt und Wissenschaft
 Standorte Berlin sind nicht nur Mittelpunkt und Zentrum
 Hochschulstandorte in Berlin
 Senatsverwaltung für Stadtentwicklung
 Berlin, 10. März 2008

Hochschulstandorte

Wissens-Orte in der Stadt

Wissens-Orte in einer Stadt, das sind Hochschulquartiere, Technologieparks und urbane Kommunikations- und Kreativräume.....
 aber auch Schulen, Bibliotheken, Museen.....
 Letztlich aber ist jede Familie ein Ort des Wissens

Das Netz von Wissens-Orten in einer Stadt ist das Ergebnis einer Fülle von Einzelschätzungen im Verlauf von Jahrhunderten, sollen vorausschauend geplant.

Orte des Wissens in der Stadt: ein Archipel des Wissens?

Orte des Wissens in der Stadt: ein Archipel des Wissens?

Orte des Wissens in der Stadt: Unterschiedliche Handlungslogiken

Orte des Wissens in der Stadt: Unterschiedliche Handlungslogiken

Was macht es so schwierig Handlungsstrategien aufeinander abzustimmen?

Orte des Wissens in der Stadt: Hindernisse und Behinderungen

Was macht es so schwierig, Wissensorte in Stadtquartieren zu integrieren?

Sachzwänge und Regelungen und Zeit und Ideologien und Vorurteile und....?

- Grundstücksmarkt und Grundstückspreise
- Rechnungshof
- Hausmeister
- Sicherheitsregelungen und Sicherheitsdienste
- Regelungen zur privaten Nutzung öffentlicher Einrichtungen
- Personalmangel im Hochschulbereich für strategische Aufgaben und umgekehrt
- Unzureichendes Immobilienmanagement
- Schwellenangale an den Eingängen der Elternbeinküme
- Geringes Engagement von Wissensarbeitern in lokalen politischen Parteien und Gremien
- Handlungsprioritäten und „Leadership“!

in Berlin gibt es die innerstädtischen Standorte und Gebiete wie Adlershof. Dann gibt es in mittleren Städten, im Umkreis von Metropolen wunderschöne Hochschulstandorte. Die besten Beispiele sind Cambridge und Oxford im Großraum von London. Sie pflegen ihr Eigenleben in der urbanen Peripherie. Das Problem ist, dass es unterschiedliche Handlungslogiken in der Zusammenarbeit zwischen Hochschule und Stadt gibt. Die Universität auf der einen Seite befasst sich mit Hochschulranking, Exzellenzinitiative, europäischen Forschungsprogrammen, der Kooperation mit Max-Planck-Instituten, mit dem Bologna-Prozess, Studiengebühren und der Drittmitteleinwerbung. Das sind die Themen einer Hochschule in Deutschland. Und diejenigen, die sich überhaupt um die Hochschule insgesamt kümmern und nicht nur um ihr eigenes Profil, müssen den überwiegenden Teil ihrer Zeit damit verbringen, Listen für die aufwändigen Akkreditierungsverfahren anzufertigen oder Forschungsanträge zu stellen. Da bleibt wenig Zeit für die Stadt. Umgekehrt hat auch die Stadt ihre eigenen Probleme und Themen, etwa den Ressourcenschutz, Beschäftigung, Tourismus, Migration, soziale Segregation oder Standortwettbewerb. Da bleibt in der Regel auch wenig Zeit für die Hochschulen. Wir reden viel über Kooperationen, aber vergessen dabei leider oft, dass dazu Personen notwendig sind, die entsprechende Vorbereitungen treffen, Fragestellungen bearbeiten, die sich informieren, Termine vereinbaren usw. Kein großes Unternehmen könnte es sich leisten, nur nach innen zu gucken. Dort gibt es natürlich für

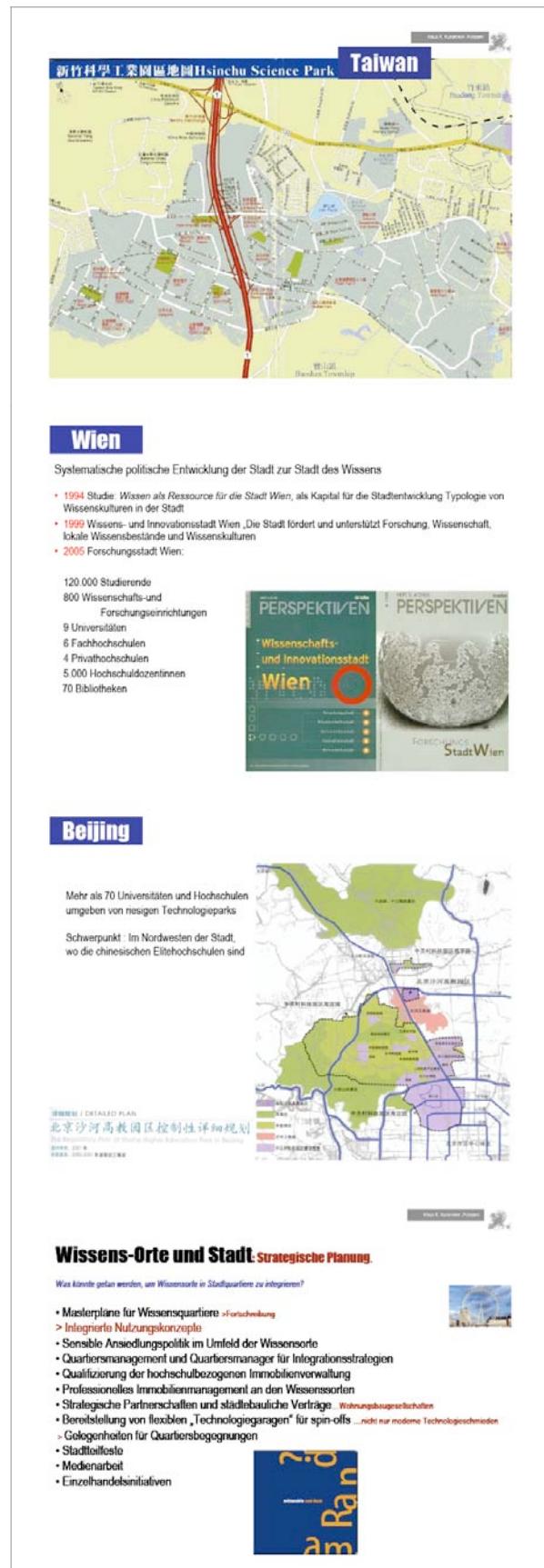
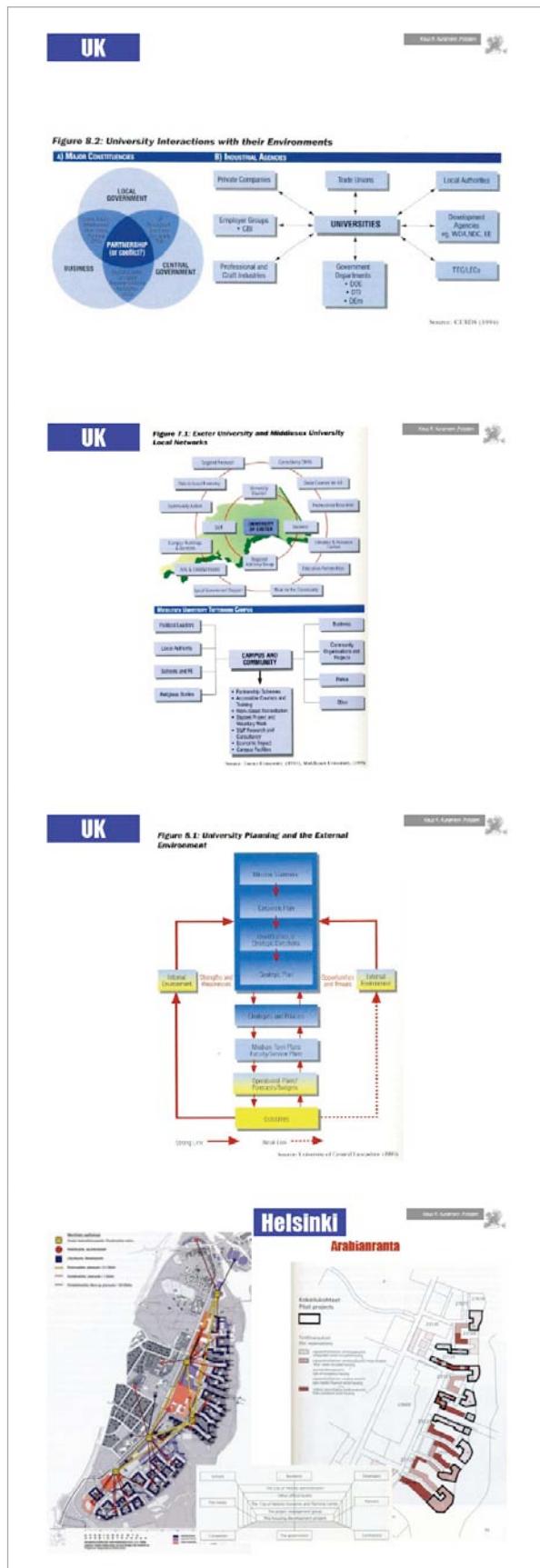
die anderen Belange entsprechende Abteilungen.

Vielleicht ist das in Berlin ganz anders, aber ich habe das Gefühl, dass es zwischen dem Hochschul- bzw. Wissenssystem und der Stadt nur relativ wenig Berührungspunkte gibt, die über Einzelinteressen hinausgehen. Natürlich gibt es Kontakte und ein grundsätzliches Interesse füreinander, aber im Grunde treffen hier zwei Welten mit sehr unterschiedlichen – in sich zwar konsistenten, aber nur punktuell miteinander zu vereinbarenden – Handlungslogiken aufeinander. Und das äußert sich natürlich auch in der Setzung von Prioritäten. Hinzu kommen eine Menge weiterer Hindernisse in vielen Bereichen, so genannte Sachzwänge und Regelungen, aber auch Ideologien und Vorurteile: Grundstücksmärkte und Grundstückspreise behindern vieles. Rechnungshöfe setzen Grenzen. Hausmeister verweisen auf Regelungen, etwa zu Öffnungszeiten. Es gibt Sicherheitsregelungen, es gibt Regelungen zur privaten Nutzung öffentlicher Einrichtungen. Eher lässt man die Hochschulen am Wochenende leer stehen und die Häschen laufen vor dem Eingang herum, als sie für private Nutzungen zu öffnen. Und natürlich gibt es im Hochschulbereich einen Mangel an Personal für strategische Aufgaben. Ich erinnere mich, dass ich einmal mit meinem Rektor in Dortmund lange über dieses Thema gesprochen habe. Er sagte: „Sie können mir viel erzählen, aber ich kann niemanden einstellen, der das für mich vorbereitet.“ Ich sagte, er habe doch die Budgethöheit und er antwortete:

„Wenn ich das tue, dann kommt der Professor aus der Physik und sagt, wollen wir jetzt international wettbewerbsfähig sein oder nicht, dann brauche ich einen zusätzlichen Assistenten und wenn ich den nicht kriege, gehe ich woanders hin.“ Er kann also keine Abteilung für strategische Aufgaben einrichten. Ein weiterer Punkt ist das Immobilienmanagement. Es lag lange Zeit nicht im Aufgabenbereich der Hochschule. Heute besitzen Hochschulen diese Autonomie, aber haben nicht die Mittel und das Personal, um ein intensives strategisches Immobilienmanagement zu betreiben. Weiterhin öffnen sich die Hochschulen aus verschiedenen Gründen nicht hinreichend in die Stadtgesellschaft. Umgekehrt gibt es aber natürlich auch Schwellenängste der Bevölkerung an den Eingängen der Elfenbeintürme. Und schließlich gibt ein in vielen Städten ein geringes Engagement von Wissensarbeitern in lokalen politischen Parteien und Gremien. Sie sehen, es gibt viele Faktoren, die es so schwierig machen, die Wissensorte in die Stadt zu integrieren.

Wie stellt sich die Situation in anderen Ländern dar? In England werden schon seit Beginn der 1990er Jahre an vielen Hochschulen „university-community interaction programs“ erarbeitet. Dort setzen sich die Verantwortlichen zusammen und überlegen, was getan werden kann, um den Standort zu entwickeln. Daran sind alle beteiligt, die vor Ort irgendetwas mit Wissen zu tun haben, d.h. nicht nur Wissenschaft, sondern auch Volkshochschulen, der Entertainmentbereich oder alle möglichen Beschäftigungsinitiativen. Infolge der Reduzierung des öffentlichen

Sektors unter Margaret Thatcher sind viele Einrichtungen unter dem Stichwort PPP (Public Privat Partnership) eingerichtet worden, die alle an der Kooperation zwischen Campus und Community beteiligt werden. Eine Studie der University of Newcastle aus dieser Zeit hat versucht, diesen Prozess vorzubereiten und zu durchdenken und hat damit großen Einfluss auf die Entwicklungen in England genommen. Ein wunderschönes Beispiel der Kooperation von Stadt und Universität ist Arabianranta in Helsinki. Dort hat die Stadt auf einer alten Brachfläche ein neues Quartier entwickelt und es zusammen mit der Kunsthochschule und einer Fachhochschule zu einem sehr attraktiven Ort des Lernens gemacht. In dem neu entwickelten Hochschulquartier wurden Wohnen und Lernen eng verknüpft und auch Strukturen für Spin-offs geschaffen. Etwas Ähnliches geschieht auch in Hsinchu, Taiwan. Dort befindet sich ein Science Park mit vier Hochschulen. Um die Hochschulen herum wurde die Stadt mehr oder weniger neu entwickelt. Wien hat schon 1994 Wissen als Ressource für die Stadtentwicklung entdeckt. Man hat sich dann dort dieses Themas im Rahmen der strategischen Stadtentwicklung sehr systematisch angenommen. Wien hat 120.000 Studierende, 800 Wissenschafts- und Forschungseinrichtungen, neun Universitäten. Peking hat 70 Universitäten bzw. Hochschulen und Studentenzahlen, die wir uns gar nicht vorstellen können. Im Nordwesten der Stadt, wo sich alle chinesischen Elitehochschulen befinden, gibt es ein riesiges strategisches Programm, um Hochschulen und Technologieparks miteinander zu verknüpfen.



Wissensorte und strategische Planung: Was müsste getan werden, um all die Probleme zu lösen oder etwas besser in Griff zu bekommen? Zuerst einmal bräuchte man Masterpläne für Wissensquartiere, die regelmäßig fortzuschreiben sind. Notwendig sind integrierte Nutzungskonzepte für Wissensquartiere, die über eine reine Hochschulcampusplanung mit schicken Architekturen hinausgehen. Aber auch eine sensible Ansiedlungspolitik im Umfeld der Wissensorte ist gefragt. Oft werden Entscheidungen von der Wirtschaftsförderung getroffen und irgendetwas Neues angesiedelt, das gerade wichtig ist. Die Wirkungen auf die Hochschule oder die Hochschullandschaft wird dann häufig überhaupt nicht diskutiert. Die Akteure vor Ort kommen gar nicht zusammen. Wir haben heute Quartiersmanagement für sozial benachteiligte Gebiete. Ich meine, wir bräuchten auch Quartiersmanager oder Quartiersmanagement für Integrationsstrategien zwischen Stadt und Hochschule. Wir brauchen eine Qualifizierung der hochschulbezogenen Immobilienverwaltung, ein wirklich professionelles Immobilienmanagement an den Wissensorten. Notwendig sind strategische Partnerschaften und städtebauliche Verträge mit unterschiedlichen Akteuren. Und wir brauchen neben schicken Technologieparks auch flexible und preiswerte „Technologiegaragen“ für Start-Ups bzw. Spin-Offs, die dort ihr Wissen in die Praxis umsetzen können. Es müssen Gelegenheiten für Quartiersbegegnungen geschaffen werden. Aber auch Stadtelfeste, Medienarbeit oder Einzelhandelsinitiativen können die Integration zwischen Stadtteil und Hochschule auf diesen Inseln verbessern.

Und ich meine, wir sollten nicht alle Hochschulen in einen Topf werfen und nach einheitlichen Strategien und Lösungen suchen. Wir sollten jede Hochschule mit ihrem entsprechenden Stadtteil als eine dieser Inseln sehen. Und auf dieser sind dann Wirtschaft, Hochschule, Bevölkerung etc. über die genannten Ansatzpunkte zu integrieren. Das ideale Wissensquartier erfüllt für mich alle möglichen Aufgaben in dieser Stadt und umfasst ein Spektrum von Funktionen, die von wissensbezogenen Dienstleistungen über Sportanlagen bis hin zu Wohnungen für ausländische Studierende reichen. Adlershof hat das ja offenbar zum Teil realisiert, wobei ich trotzdem das Gefühl habe, dass auch Adlershof von Anfang an eher nach innen orientiert war und noch stärker hätte in das Quartier einbezogen werden können.

Gestern habe ich mitbekommen, dass Berlin auf der MIPIM das Thema ganz aggressiv vertritt: „Berlin, the capital of science and creativity – Forschung und Wissenschaft als Motor für die Immobilienbranche“. Ob das jetzt nun die Lösung ist, die Hochschulentwicklung der Immobilienbranche zu übergeben, wie es etwa zum Teil in den USA geschieht, weiß ich nicht. Zweifelsohne hat Berlin große Potenziale als Stadt der Wissenschaft und als Stadt der Kreativität. Aber das muss auch Konsequenzen haben für die räumliche Entwicklung der Stadt. Es reicht nicht aus, Wissensorte zu haben und sich auf der MIPIM darzustellen, wenn man diese Orte – wir haben das heute bei der Einführung kurz gehört – dann gar nicht wahrnehmen kann. Wichtig ist nach wie

Orte des Wissens in der Stadt: Wissensquartiere

Wissens-Orte und Stadt: Das „ideale“ Wissensquartier

Berlin

Orte des Wissens in der Stadt: Adlershof

Berlin, the capital of science and creativity

MIPIM 2008: Forschung und Wissenschaft als Motor für die Immobilienbranche

200,000 people attending four universities, seven schools of applied science, three schools of art, seven private universities and academies, and more than 70 non-university research institutes.

It's no wonder then that Berlin-based technology companies and the creative sectors of industry are both among the forerunners on the international stage. Design, art, fashion, film, advertising, media, publishing: 15% of economic output is directly rooted in the creative industries which employ twice the number of people that work in the public sector or the producing industries. Berlin, as a centre of business, exerts an almost magical attraction on creative minds. The fact that the city regularly produces successful innovations is almost taken for granted.

vor die Visualisierung der Wissenschaftsstadt, der Kreativitätsstadt.

Frauke Burgdorff, Moderation

Vielen Dank. Wenn Sie im Publikum nun unmittelbare Rückfragen an Herrn Kunzmann haben oder sich mit einem Statement einbringen möchten, komme ich gerne zu Ihnen. Bitte stellen Sie sich kurz vor.

Prof. Klaus Brake, Redebeitrag Publikum

Ich möchte die Gelegenheit nutzen, einen Punkt aus dem Vortrag aufzugreifen, nämlich die Stichworte „gated communities“ bzw. „Schwellenangst“. Ich empfehle Berlin, nicht nur die Integration der Wissensorte in die Umgebung ihrer Stadtteile voranzutreiben, sondern sich auch mit den Wissensorten selbst, den Gebäuden, der Architektur und der Präsentation der Wissensorte zu beschäftigen. Der Hintergrund ist folgender: Wenn wir über die Wissenschaftsstadt Berlin reden, dann, denke ich, letzten Endes doch, damit Berlin auch wirtschaftlich vorankommt. Es gilt also zu überlegen, wie man aus Wissen Arbeit macht. Und dafür braucht man gute Ideen für Leistungen und Produkte, mit denen man an den Markt gehen kann. Und diese Ideen werden meines Erachtens vor allem gespeist durch die vielen Wissensvorgänge in Berlin. Das heißt für mich, wir brauchen Wissenstransfer, Wissensmanagement, Wissensneugierde, und wir brauchen auch Wissensorte, die kommunizierbar sind für diejenigen Leute, die wissensneugierig sind, weil sie auf neue Ideen kommen wollen für Leistung und Produkte. Das bedeutet, die Wissensorte müssen von außen erkennbar sein und ei-

nen Hinweis darauf geben, was innen passiert. In Berlin merken Sie nicht, wenn Sie an den Häusern der Hochschulen vorbeigehen, dass Sie gerade an der FU oder der HU sind. Ein gutes Beispiel ist meine eigene Universität, die TU. Wenn Sie durch die Straße des 17. Juni gehen, wissen Sie nicht einmal genau, ob das eine Universität ist oder eine Bürostadt. Gehen Sie an die Gebäude heran, erfahren Sie erst, wenn Sie zwei Meter davor stehen, ob man sich dort gerade mit Mathematik oder mit Architektur oder mit Ingenieurwissenschaften beschäftigt. Und Sie erfahren überhaupt nichts über die neuen Themen der Leute, die darin arbeiten. Das heißt, Sie werden nicht angeregt und können nicht feststellen „Aha, da macht Berlin das, was mich interessiert“. Sie können auch nicht so richtig reingehen und bekommen auch dort keine Informationen. Also diese Kommunizierbarkeit der Gebäude, die würde ich dringend herstellen und koppeln mit einer Kampagne „Wissensneugierde“. Danke.

Frauke Burgdorff, Moderation

Vielen Dank, Herr Prof. Brake. Herr Kunzmann, möchten Sie dazu Stellung nehmen?

Prof. em. Dr. Klaus R. Kunzmann, TU Dortmund

Das ist vollkommen richtig, aber es wird schwer sein, diese Zielsetzungen in der Realität umzusetzen, weil dann all die Probleme und Hindernisse zutage treten, die ich genannt habe. Da gilt es dann, Ideen zu entwickeln, wie die Hindernisse beiseite geräumt werden können. Da

reicht sicher kein schönes Papier, da muss sicher viel Zeit investiert werden.

Frauke Burgdorff, Moderation

Gibt es weitere Anregungen oder Fragen? Dann möchte ich Herrn Kunzmann noch einmal danken und Frau Höger herzlich begrüßen. Sie ist Architektin und Dozentin an der ETH Zürich und lehrt dort am Institut für Städtebau. Frau Höger hat an der Technischen Universität Berlin und in Harvard studiert – im Vorgespräch hat sie erwähnt, dass die TU Berlin nicht der schönere, aber der bessere Standort in

der Stadt ist. An der ETH Zürich hat sie unter anderem zum Thema Campus-Design geforscht, gearbeitet und gelehrt. Sie hat ein Konzept für einen ganz konkreten Universitätsstandort in Finnland entwickelt und vor allem hat sie mit einem Buch gearbeitet, das 2007 publiziert wurde, und in dem man durchaus blättern sollte, wenn man sich mit dem Thema Hochschulen befasst: „Campus and the City“: Urban Design for the Knowledge Society“.

»Trends in der europäischen Universitätslandschaft«



Dipl.-Ing. Kerstin Höger, ETH Zürich

Vielen Dank für die Einführung. Ich begrüße Sie recht herzlich. Wie angekündigt, möchte ich einen kurzen Überblick über Trends in der europäischen Universitätslandschaft geben. Dabei werde ich mich auf die Beziehung zwischen Hochschule und Stadt konzentrieren. Im Unterschied zu Herrn Kunzmann werde ich ganz konkrete Beispiele zeigen.

Heute lassen sich vier Haupttrends in der Universitätsentwicklung ausmachen. Zum einen gibt es etablierte innerstädtische

Universitäten wie Harvard oder die Technische Universität Berlin, die nach neuen Wegen suchen, wie sie zur Entwicklung ihrer Städte zu Wissenschaftsstandorten beitragen und sich gleichzeitig selbst profilieren können. Zum anderen gibt es suburbane Campi wie die ETH Hönggerberg, die an ihren abgelegenen Standorten eine neue Urbanität entwickeln. Dann gibt es Hightech-Campi, d.h. Hightech-Firmen oder ganze Technologieparks, die sich bewusst in und um Universitäten ansiedeln, um von der Nähe zu den Forschungseinrichtungen zu profitieren. Gleichzeitig erlebt der Campus als Motor von Innovation und Synergien auch außerhalb des akademischen Kontextes bei

Trends in der europäischen Universitätslandschaft

Stadtforum Berlin, 10. März 2008
 Konzept-Hörgen



ETH Hönggerberg

Typologien

| innerstädtisch | suburban | high-tech | regional | Cluster |
|----------------------|----------------------|--|-----------------------------------|---------|
| Harvard University | ETH Hönggerberg | Humboldt Campus/ Berlin Adlershof | Novartis Campus, Basel | |
| | | | | |
| Cambridge University | Bigi Campus Istanbul | Stanford Research Park/ Silicon Valley | Senckenberg Campus/ Veneto Valley | |
| | | | | |

Frage 1: Wie können Architektur und Städtebau bewusst eingesetzt werden, um das soziale, kulturelle und ökonomische Leben in und rund um Hochschulen zu fördern?

Frage 2: Welche räumlichen und programmativen Strukturen können sowohl den internen Wissenstransfer als auch eine vitale Vernetzung mit dem urbanen Umfeld unterstützen?

Frage 3: Welche urbanen Strategien sind erforderlich, um nachhaltige Wissenzentren zu schaffen, welche flexibel auf die schnell wechselnden Bedürfnisse der Gesellschaft und Wirtschaft reagieren können?

Frage



Science City, ETH Zürich

Der suburbane Campus – Von Monokultur zu urbanem Leben




schnittstelle
netzwerk
kommunikation
funktionsmischung
wohnen
synergie
erholung



GLOBAL BRAIN
SCIENCE CITY ETH
ZURICH

der Gestaltung von Firmenagglomerationen seine Entdeckung, ein Beispiel ist der Novartis Campus in Basel. Diese unterschiedlichen Campusentwicklungen können sehr unterschiedliche Erscheinungsformen aufweisen. Meist sind es gebündelte Cluster, die an einem Standort konzentriert sind, wie in Harvard oder an der ETH Hönggerberg. Dem Modell der College-Universitäten wie Oxford und Cambridge folgend, werden sie aber zunehmend verteilt in der Stadt als einzelne Satteliten zusammengefasst, wie zum Beispiel die Standorte der Bilgi Universität in Istanbul oder auch die einzelnen Forschungsparks und Spin-offs der Stanford-Universität, die im Prinzip der Motor für die Entwicklung des Silicon Valley waren, oder auch die unterschiedlichen Firmenstandorte von Benetton im Treviso rund um ihren Firmensitz in Veneto Valley.

Bei all diesen Neuentwicklungen stehen unterschiedliche Aspekte und Fragen im Vordergrund, zum Beispiel: Wie können Architektur- und Städtebau ganz bewusst eingesetzt werden, um das soziale, kulturelle und ökonomische Leben in und um Hochschulen zu fördern? Welche räumlichen und programmatischen Strukturen können sowohl den internen Wissentransfers als auch die Vernetzung mit der Umgebung unterstützen? Welche urbanen Strategien sind erforderlich, um nachhaltige Wissens- und Lernzentren zu schaffen, die flexibel auf die schnell wechselnden Bedürfnisse der Gesellschaft und Wirtschaft reagieren können?

Bei den derzeitigen Campusentwicklungen zeichnet sich eine eindeutige Trendwende

ab. Der Trend geht weg vom monofunktionalen und isolierten Campus auf der grünen Wiese, dem vorherrschenden Modell in den 1960er Jahren. Man hat diese Campi damals ganz bewusst als monolithische Megastrukturen inmitten der Natur platziert, um ein Maximum an Ruhe und Konzentration zu gewährleisten. Heute ist offensichtlich, dass infolge dieser Trennung von der Stadt und auch infolge der Introversion der Standorte keine angemessene soziale und urbane Umgebung für die vernetzte Wissensgesellschaft zur Verfügung steht. Deshalb werden diese suburbanen Campi zunehmend aufgewertet und in lebendige Wissensquartiere umgewandelt, wie etwa der Uithof Campus in Utrecht, die TU Delft oder die ETH Hönggerberg.

Die ETH Hönggerberg besteht aus monofunktionalen und monolithischen Megastrukturen, vergleichbar mit dem Architektur-, Physik- bzw. Biologiegebäude der Technischen Universität Berlin. Sie bildet im Prinzip eine Enklave zwischen dem Käferberg und dem Hönggerberg. Sie ist abgeriegelt durch eine überdimensionierte Autobahn. Man hat einen schönen Blick auf die Stadt, in deren Zentrum sich im Übrigen auch der Hauptsitz der ETH befindet, an dem immer noch der überwiegende Teil der Lehre stattfindet. Es handelt sich hier also um einen typischen suburbanen Campus der 1960er Jahre. Mit dem „Science City“ Projekt soll dieser Campus aufgewertet und lebenswerter gestaltet werden. Und dazu wird er verdichtet, aber nicht mit Lehr- und Forschungseinrichtungen, sondern mit zusätzlichen Dienstleistungsangeboten und Wohnfunktionen. Die Wohncluster sind wichtig, um den Campus



auch in den Abendstunden bzw. rund um die Uhr zu beleben und die kritische Masse für gewisse Nutzungen zu gewährleisten. Derzeit wird zudem ein neues Sport- und Wellness-Center gebaut. Weiterhin ist die Errichtung eines neuen Kongress- und Begegnungszentrums angedacht und auch ein Restaurant und Gästehäuser sollen hier entstehen. Es gibt zudem ein Information Science Lab, wo interdisziplinäre Forschung stattfinden kann. Zusätzlich sind Angebote für Start-ups und Spin-offs sowie diverse Dienstleistungsangebote vorgesehen, die sich entlang der Kongressachse konzentrieren. Das städtebauliche Konzept basiert im Wesentlichen auf drei Hauptstrategien: Vernetzung, Funktionsmischung, Synergieerzeugung. Es gibt eine Vernetzung nach außen, aber natürlich auch nach innen. An einem zentralen Platz sollen Aktivitäten konzentriert werden. Zudem sollen die spezialisierten Wissenschaftscluster für Chemie, Physik und Bau weiter gestärkt werden, aber gleichzeitig mit einer Mischnutzung überlagert werden. Damit sollen Synergien zwischen den einzelnen Fakultäten geschaffen werden, aber auch Synergien zwischen Wissenschaft, Wirtschaft und Gesellschaft. Es soll eine Verbindung zwischen Studieren, Leben, Wohnen und Arbeiten hergestellt werden. Auf globaler Ebene arbeitet die ETH Hönggerberg mit unterschiedlichen Forschungsinstituten und Universitäten zusammen. Insbesondere gibt es einen engen Austausch mit dem MIT Boston. Um global die besten Studierenden, Lehrenden und Forschenden anzuziehen, bedarf es einer attraktiven lokalen Umgebung. Diese soll mit den Aufwertungsmaßnahmen entstehen. Auf regionaler

und lokaler Ebene soll die Vernetzung mit den unterschiedlichen Universitäten und Forschungsinstituten verstärkt werden, insbesondere mit dem Hauptstandort der ETH im Zentrum Zürichs, aber auch mit abgelegenen Standorten, mit privaten Forschungseinrichtungen und mit Inkubatoren, wie dem Technopark, an dem die ETH auch Start-ups und Spin-offs fördert, oder auch dem Biotech Center in Zürich-Schlieren.

Da der Campus Hönggerberg für den ÖPNV schlecht erschlossen ist, sieht das Verkehrskonzept einen Ausbau des Busnetzes vor. Langfristig ist eine Tramlinie geplant, die die einzelnen Wissensstandorte mit dem Zentrum verbinden soll.

Der Masterplan für Design besteht aus unterschiedlichen Ebenen. Es gibt einerseits die bestehenden monolithischen, großmaßstäblichen Fakultätsgebäude, andererseits diese neuen kleineren Strukturen, die den Campus ganz bewusst auflockern und sensibel in die Landschaft einbetten sollen. Dann gibt es ein differenziertes öffentliches Wegenetz und unterschiedliche Außenräume, insbesondere den Kongressboulevard, an dem publikumsintensive Nutzungen angesiedelt werden sollen, d.h. Sporteinrichtungen, das Kongresszentrum und natürlich Cafés. Es sollen zusätzliche Grünräume entstehen und bestehende Grünräume qualifiziert werden, die auch als informelle Treffpunkte und Begegnungszonen dienen. An einigen Stellen sind Höfe bzw. Patios für den spezifischen Austausch vorgesehen. Mit den genannten Maßnahmen wird auch versucht, ein offeneres und ein



Uithof Campus, University of Utrecht



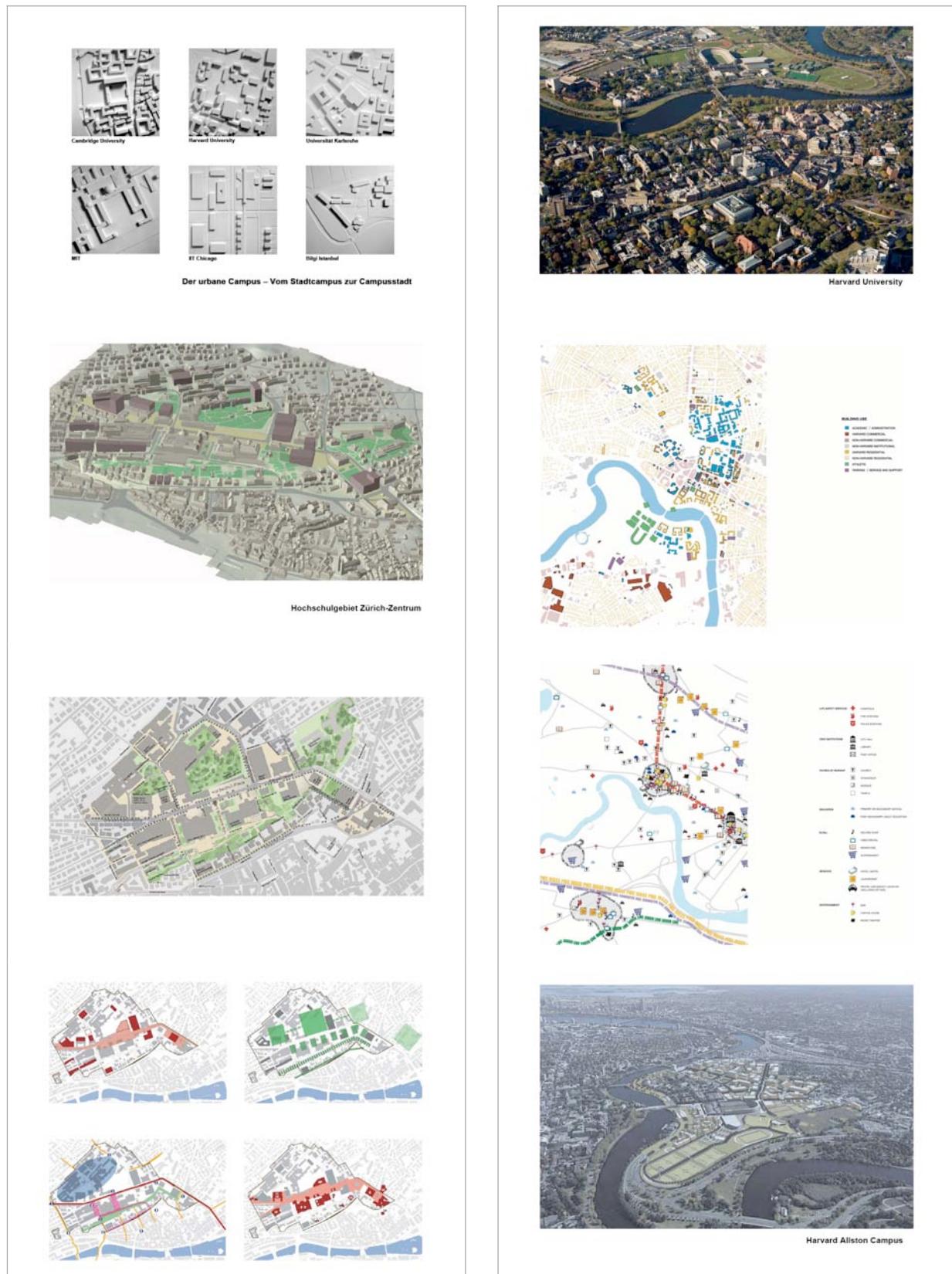
ladenderes Image für die ETH zu generieren, d.h. weg vom Elfenbeinturm-Image und hin zu einer Öffnung nach außen.

Am Üithof-Campus, Universität Utrecht, wird eine sehr ähnliche Strategie verfolgt. Auch hier geht es um einen abgelegenen Standort, einen Standort, an dem sich die einzelnen Einrichtungen in riesigen Gebäuden bewusst mit sehr großem Abstand zueinander angesiedelt haben. Zuerst wurden die äußeren Ecken des Geländes besetzt. Auch hier gibt es diese spezialisierten Science-Cluster, die nun mit einer Mischnutzung überlagert werden. War anfangs die Abkehr von der Innenstadt Utrechts das ausdrückliche Ziel der Standortwahl, wird heute die Verbindung mit der Stadt gesucht, in deren Innenstadt sich die alte Universität befindet. Das Konzept, das dann bereits Ende der 1980er Jahre entwickelt wurde, um den Standort aufzuwerten, zielt im Prinzip auf eine Verdichtung der einzelnen Cluster. Es durfte bewusst nur innerhalb der Cluster gebaut werden, um überhaupt eine kritische bauliche Dichte zu erreichen, auch natürlich mit Blick auf sekundäre Funktionen. Das zentrale Cluster wurde ergänzt sowie mit gemeinschaftlichen Einrichtungen und einem zentralen Boulevard ausgestattet. Aufgelockert und belebt wurde der Bereich unterdessen auch mit dem Educatorium von Rem Koolhaas, der Bibliothek von Wiel Arets, die bewusst aus der Stadt hier auf den Campus umgesiedelt worden ist, oder auch mit der neuen Schule von Mecanoo, weiterhin mit Sportplätzen, Gastronomie und Einzelhandel. Die Masterplanung wurde wie bei der ETH Science City in Phasen entwickelt. Nach

und nach wurden und werden Verbindungen zwischen einzelnen Bereichen des Campus hergestellt. Bei Hochschulentwicklungen kann man nie voraussehen, was in 10 oder 20 Jahren gebraucht wird. Deshalb wurde der Campus möglichst frei gestaltet. Es gibt nur minimale Regeln, zum Beispiel dass die Verdichtung nur innerhalb der einzelnen Cluster stattfinden darf. Auch Wohnfunktionen werden hier unterdessen ganz bewusst innerhalb der Cluster realisiert, um den Campus zu beleben. Interessant ist, dass diese suburbanen Campi im Prinzip zu schaffen versuchen, was die urbanen Campi von Natur aus haben, nämlich einen urbanen Kontext.

Das Hochschulgebiet Zürich-Zentrum ist ein ähnliches Beispiel wie die TU Berlin. Es ist ebenfalls ein monofunktionales innerstädtisches Hochschulgelände. Das ETH-Zentrum umfasst neben dem Universitätshauptgebäude das Universitätsspital und viele einzelne Institute. Interessant ist hier das Kunsthause direkt auf der Hauptachse. Die ansässigen Institutionen haben sich 2001 zusammengeschlossen, um den Hochschulstandort aufzuwerten, ihn nachzuverdichten und seine Identität zu stärken. Wir dachten eigentlich immer, dass es in der Innenstadt, direkt oberhalb des Niederdorfes, keinen Platz gibt. Aber es gibt eine Reihe von Potenzialflächen, so dass das bestehende Ensemble mit sehr großmaßstäblichen und markanten Neubauten erweitert werden kann. Das Kunsthause sowie Gebäude für Lehre, Forschung und Dienstleistungen werden entlang der Kunst- und Wissensmeile aufgestockt, erweitert und neu angelegt. Diese

Stadtforum Berlin – Dokumentation der Veranstaltung am 10. März 2008
„Mittendrin und doch am Rand? Hochschulstandorte in Berlin“



Achse führt in die Innenstadt und zum Opernhaus und soll ganz bewusst aktiviert werden, um einzelne Standorte zu verbinden und zur Öffnung von Hochschulen und Kulturinstituten beizutragen. Interessant ist auch der Ansatz, die bestehenden Grünräume untereinander zu vernetzen und auch damit Verbindungen Richtung Innenstadt zu intensivieren. Ziel ist es, vor allem diese Kulturmeile, die als Rückgrat für das Gebiet fungiert, mit Attraktoren zu verdichten, etwa mit öffentlich zugänglichen Archiven und Sammlungen der Institute oder dem geplanten Kultur- und Informationszentrum am zentralen Hochschulplatz.

Harvard in Cambridge bildet im Prinzip als Universität den Kern der Stadt. Es ist kein europäisches Beispiel, aber von Europa geprägt. Ich zeige es hier, weil ich denke, dass es für die vernetzte Wissensgesellschaft, für diesen harmonischen Austausch zwischen Universität und Stadt ein sehr gutes Beispiel ist. Universitäre und städtische Einrichtungen vermischen sich, vor allem an den Rändern, an denen sich Wohnnutzung findet und kommerzielle Einrichtungen angesiedelt sind. Es ist ein erklärtes Prinzip von Harvard, dass der intellektuelle Austausch und das akademische Leben ganz besonders durch informellen Aktivitäten gestärkt werden, durch die räumliche Nähe von Lehrräumen, Wohnen, Freizeiteinrichtungen, Einzelhandels- und Dienstleistungsangeboten. Allerdings benötigt auch hier der Standort immer mehr Raum. So hat Harvard z.B. auf der anderen Seite des Charles Rivers ein Riesengelände auf einem ehemaligen Industriegebiet gekauft. Dort versucht die

Universität jetzt nach dem Vorbild des innerstädtischen Campus in Cambridge ein lebendiges Hochschul- und Wissensquartier zu entwickeln, gut integriert in das Stadtgefüge. Es ist eigentlich ein Vorort von Boston. Und in dieser Wissenschaftsstadt soll es auch wieder spezialisierte Cluster geben, insbesondere für Lifestyle und Gesundheit. Beispielsweise soll die Medical school von Boston hierher verlagert werden. Aber es werden auch Sporteinrichtungen angedacht, Wohnnutzung und auch Kunst, Kultur- und Kongresseinrichtungen sowie Einzelhandel entlang der Straße nach Boston. Diese Campi, also die ETH Science City, der Utrecht-Campus oder auch Berlin-Adlershof, entwickeln sich heute im Prinzip zu autarken Städten, zu Städten in der Stadt. Dort wird alles angeboten, was man zum Wohnen, Leben und Arbeiten benötigt. Das kann natürlich den Campus mit der Agglomeration versöhnen, weil die Angebote dort auch für andere bereitgestellt werden. Allerdings bergen diese autarken Standorte die Gefahr, dass die Trennung von der Stadt noch verstärkt wird, sie also wirklich Wissensensklaven bilden. Aber ich denke, sie haben in der Tat das Potenzial, eine ganze Region in einem urbanen Ballungsraum zu transformieren. Das zeigt das Beispiel von Silicon Valley, wo die Start-up- und Spin-off-Aktivitäten rund um die Stanford Universität einen solchen Boom ausgelöst haben. Hier wird heute nicht mehr nur gearbeitet, es gibt nicht nur IT-Firmen, sondern im Prinzip alles, was eine urbane Agglomeration benötigt, also auch Kindergarten und Versorgungseinrichtungen.

Berlin Adlershof
Stadt der Wissenschaft, Wirtschaft und Medien

Guidelines

- Stadt, Kultur, Wirtschaft, Landschaft
- Katalytische Bedingungen + Effekte (Wohnquartiere, Trendviertel, Techno- und Gewerbeparks)
- Vernetzung (lokal, regional, global)
- Erschließungsqualität (zu Fuß, privater und öffentlicher Verkehr)
- Differenzierte und durchlässige Außenräume (Aufenthaltsqualität, Zugänglichkeit)
- Modularer Nutzungs믹스 (spezialisierte Wissenschaftscluster + überlagerte Mischnutzung)
- Unterkünfte (Wohnungen, Hotels, Gästehäuser)
- Begegnungszonen (Boulevard, Plätze, Parks, Höfe, Konferenz- und Ausstellungsflächen)
- Tektonische Flexibilität (Anpassung an veränderte Bedürfnisse)
- Vernetzte Typologien (Verbindung Innen- und Außenraum, Durchwegung)
- Image, Identität, Adressen (Attraktoren, Wahrzeichen, Leserlichkeit, Orientierung)

Istanbul Bilgi University

www.campusdesign.ethz.ch

Ein weiteres Beispiel ist die Bilgi Universität in Istanbul, die erst vor 10 Jahren gegründet wurde. Sie umfasst drei Standorte in der Stadt, ehemalige Industriegebiete in zentralen Lagen, bislang unterentwickelte Gebiete der Stadt. Die Areale sind preisgünstig und ermöglichen es somit der Universität, in der Stadt zu bleiben. Das ist, denke ich, für die Wissensgenerierung insbesondere im kreativen Bereich sehr wichtig. Es gibt dort auch ein Museum für zeitgenössische Kunst, also nicht nur Lehrgebäude, sondern auch Kulturnutzung. Solche Standorte haben das Potenzial, für die umliegenden Gebiete als Katalysator zu fungieren.

Abschließend möchte ich zusammenfassend ein paar Kriterien nennen, die für lebendige Wissensquartiere wichtig sind – Herr Professor Kunzmann hat bereits eine ähnliche Übersicht gezeigt: Es muss eine städtische Infrastruktur geben. Man braucht kulturelle und wirtschaftliche Aktivitäten. Besonders wichtig sind die katalytischen Bedingungen, die Einbettung der Campi in die lokale Umgebung, das Vorhandensein von Wohnquartieren und die räumliche Nähe zu Technologie- und Gewerbeparks. Vernetzung auf den unterschiedlichen Ebenen ist ebenso wichtig wie eine hohe Erschließungsqualität, vor allem fußläufig und mit dem öffentlichen Verkehr. Von Bedeutung ist eine modulare Nutzungsmischung in spezialisierten Wissensclustern, die durch weitere Nutzungen und Funktionen ergänzt wird. Unterkünfte für studentisches Wohnen, aber auch Hotels sind nötig, um auch in den Abendstunden oder sogar rund um die Uhr Leben im Quartier zu gewährleisten. Alle

Beispiele, die ich gezeigt habe, weisen zudem Begegnungszonen auf, einen zentralen Boulevard oder einen Platz, an dem Aktivitäten konzentriert werden. Weiterhin bedarf es Konferenz- und Ausstellungsflächen mit tektonischer Flexibilität. Diese sollte insgesamt auch auf städtebaulicher Ebene garantiert sein, damit man sich an veränderte Bedürfnisse anpassen kann. Weiterhin sind vernetzte Typologien – Durchwegung und Verbindungen zwischen Innen- und Außenräumen – entscheidend und es gilt, Wahrzeichen und Attraktoren zu schaffen, die den Standorten ein neues Image verleihen und Orientierung schaffen.

Damit möchte ich schließen. Es ist alles viel ausführlicher in dem Buch „Campus and the City: Urban Design for the knowledge Society“ beschrieben, das ich editiert und zusammen mit Kees Christiaanse herausgegeben habe. In dem Buch wird eine Vielzahl von Campusentwicklungen aufgezeigt, die sicher auch für Berlin als Wissenschaftsstandort interessant sein könnten. Ich bedanke mich für Ihr Zuhören. Vielen Dank.

Frauke Burgdorff, Moderation

Vielen Dank, Frau Höger, für Ihren Vortrag. Ich hätte sofort 1000 Fragen, zum Beispiel, ob bunte Fassaden oder andere gestalterische Maßnahmen beim ETH-Campus wirklich eine Öffnung in die Stadt unterstützen. Interessant ist auch die Frage, welche „Systemlogik“ die Vorherrschaft bei all diesen Entwicklungen hat? In den Beispielen, die Sie gezeigt haben, waren es immer die Universitäten, die das Tempo, die Kultur angegeben haben, und

nicht die Städte. Marburg, Aachen usw. kamen nicht vor. Also ich hätte viele Fragen, aber vielleicht haben Sie im Publikum ja noch viel mehr.

Prof. Dr. Johannes Cramer, TU Berlin

Die Universitäten haben sich ja sehr ausgereifte Mechanismen zur Akquisition von Personal ausgedacht, während Planung und Bauen irgendwie „passiert“. Mich würde interessieren, wer die Akteure der Entwicklungen sind, die Sie beschrieben haben? Und gibt es irgendwo auf der weiten Welt Mechanismen der akademischen Selbstverwaltung, die auf die Baupolitik der Universitäten Einfluss nehmen?

Dipl.-Ing. Kerstin Höger, ETH Zürich

Ich kenne mich mit den Organisationsstrukturen nicht sehr gut aus, aber bei allen Beispielen, die ich gezeigt habe, waren wirklich die Universitäten die Initiatoren. Bei der ETH Science City war es die Hochschulleitung, insbesondere Gerhard Schmidt, Vizepräsident für Planung und Logistik, der selbst Architekt ist und den Prozess ganz besonders gefördert hat. Science City, und das ist vielleicht noch interessanter, ist eigentlich aus der Not heraus entstanden. Die ETH Zürich wollte Fundraising betreiben, d.h. sich zu größeren Teilen selbst finanzieren, um die finanzielle Abhängigkeit vom Bund zu vermindern. In diesem Zusammenhang hat man festgestellt, dass man nur dann erfolgreich Fundraising betreiben kann, wenn man einen Vorschlag, eine Vision für die Weiterentwicklung der Universität präsentieren kann.

Frauke Burgdorff, Moderation

Es ist schön, dass sich der Fundraising-Prozess dann auf die Architektur fokussiert hat. Es ist, glaube ich, eine wichtige Erkenntnis, dass das Fundraising die Architektur braucht und nicht umgekehrt.

Regula Lüscher, Senatsbaudirektorin Berlin

Ich würde gerne das Gesagte ergänzen, ich war zu dieser Zeit noch in Zürich. So etwas funktioniert immer nur, wenn sich Universität und Stadtentwicklung verbinden, sonst geht es nicht. Und das war auch in Zürich der Fall. Selbstverständlich war es so, dass die Universität durch das Fundraising selbst diesen Anstoß gab. Aber wenn sich die Stadt nicht eingemischt hätte und nicht auf planerische und architektonische Konzepte sowohl im Zentrum als auch auf dem Hönggerberg gedrängt hätte, dann wäre es nicht so schnell in diese planerische, räumliche Ebene gegangen, davon bin ich überzeugt. Das war eine sehr gute Zusammenarbeit zwischen Stadtentwicklung und Universitätsentwicklung.

Dipl.-Ing. Kerstin Höger, ETH Zürich

Ja, die Stadt wurde sofort eingebunden in die Entwicklung am Hönggerberg. Im Zentrum war sie sogar eher Initiator und hat auch die Moderation und Mediation zwischen den einzelnen Institutionen übernommen. Und Zürich ist im Übrigen auch ein gutes Beispiel dafür, dass für solche öffentlichen Projekte dann auch immer Wettbewerbe ausgeschrieben werden.

Frauke Burgdorff, Moderation

Meine Damen und Herrn, wir sind nun pausenreif und können die Diskussionsgedanken von Frau Lüscher und Frau Höger mit in die Pause nehmen. Im Anschluss

daran werden wir die Frage diskutieren, was zu tun ist, damit Hochschule sich als Stück der Stadt begreift und damit Stadt die Hochschulen in sich aufnimmt.

Podiumsdiskussion

»Das Gesicht der Wissenschaft in Berlin«

Frauke Burgdorff, Moderation

Sehr geehrte Damen und Herren, ich danke Ihnen für die Disziplin, pünktlich nach der Pause zurückgekommen zu sein. Das bedeutet auch, Sie erwarten etwas von uns, die wir auf dem Podium sitzen. Ich darf nun mit Ihnen meine Gesprächspartnerinnen und -partner begrüßen, die unterschiedliche Professionen haben und unterschiedliche Standpunkte vertreten. Das heißt nicht, dass wir hier ein Streitgespräch führen werden. Wir wollen ganz im Sinne der Wissensgesellschaft ein „Wissenserwerbsgespräch“ führen. Streit ist zugelassen und erwünscht – auf hohem kulturellem Niveau. Aber eigentlich geht es darum, miteinander klüger zu werden. Und damit wir miteinander klüger werden, haben wir zunächst einmal Frau Prof. Kerstin Gothe, Universität Karlsruhe, eingeladen. Sie ist Professorin am Institut für Orts-, Regional- und Landesplanung, Fachgebiet Regionalplanung und Bauen im ländlichen Raum. Sie beschäftigt sich derzeit mit dem Projekt „mycampus-ka.de“ und hier insbesondere mit Bewegungs- und Raumnutzungsmustern von Studie-

renden, mit deren Anforderungen an den Campus und das städtische Umfeld.

Herr Prof. Kutzler kann, wie gesagt, heute nicht dabei sein. Aber ich kann Herrn Prof. Harald Bodenschatz begrüßen. Er leitet das Institut für Soziologie an der Fakultät Planen, Bauen und Umwelt der Technischen Universität Berlin. Er hat in München und an der FU Berlin studiert und ist seit 1995 an der TU Berlin. Herr Bodenschatz hat sich intensiv mit der baulich-räumlichen Situation, der Geschichte, aber auch mit Zukunftsoptionen der TU auseinandergesetzt.

Weiterhin sitzt hier Frau Prof. Mara Pinardi. Sie ist Architektin und Pro-Dekanin an der Technischen Fachhochschule Berlin. Sie lehrt dort Denkmalpflege, Sanierung und Umbau im Bestand. Im Vorfeld hat sie sich unter anderem darüber Gedanken gemacht, wie gute Symbole für die Wissensgesellschaft an den Hochschulstandorten aussehen können.

Schließlich begrüße ich Hardy Rudolf Schmitz. Er ist von Hause aus Elektrotechniker. Er hat sich dann in großen Unternehmen um den Vertrieb und das Marketing gekümmert. Er ist heute unser Mann der Wirtschaft. Herr Schmitz, Sie haben Unternehmen gegründet, vermehrt, sind Business Angel, ich will das alles gar nicht aufzählen, und sind in Berlin viel herumgekommen. Seit 2002 sind Sie Geschäftsführer der Wista-Management GmbH, der Standortbetreiberin des Wissenschaftsstandortes Adlershof.

Eine zentrale Frage ist, wie sich eigentlich Hochschulen und Stadt miteinander verbinden. Ist der Wissensbetrieb ein treibende Faktor der Stadtentwicklung oder umgekehrt? Und wenn wir konkret über den Wissenschaftsstandort Berlin reden, geht es dann eigentlich im Kern darum, ein gemeinsames Gesicht zu entwickeln? Oder geht es nicht strategisch, langfristig viel mehr darum, anzuerkennen, dass wir viele bunte, charaktervolle, unterschiedliche Standorte haben, die alle ihren Platz in der Stadt Berlin brauchen und jeweils vor Ort ihre Wahrnehmbarkeit verbessern sollten. Herr Schmitz, Sie haben hier in Berlin einen Standort sehr maßgeblich geprägt. Und Adlershof ist kein autarker Standort, sondern verbindet sich mit anderen Hochschulen. Träumen Sie von so etwas wie einem strategischen Leitbild, einem Masterplan „Hochschullandschaft Berlin“, wo Sie sich einfügen können?



Hardy Rudolf Schmitz, Geschäftsführer
Wista-Management GmbH

Da braucht man gar nicht zu träumen, denn dieses bunte Bild haben wir heute schon in Adlershof. Dort gibt es kein einziges Hauptquartier der wissenschaftlichen Einrichtungen, sondern man ist entweder eine Fraunhofer- oder eine Helmholtzgemeinschaft oder man ist ein Teil der Humboldt Universität. Das ist ein buntes Bild. Man versucht hier an diesem Standort etwas durch Moderation, nicht durch Macht zu bewirken. Ich glaube, die Handlungsreserve für Berlin liegt darin, auf diese Weise ganz besondere Orte zu schaffen. In Adlershof hat ein sehr vernünftiges und über 15 Jahre durchgehaltenes Verwaltungshandeln dazu geführt, dass das Konzept – so glaube ich, kann man heute sagen – ein Erfolg wurde.

Für die Standorte in Berlin selbst sehe ich durchaus Handlungsbedarfe und Handlungsmöglichkeiten. Man kann sie inszenieren und man kann sie auch konsequenter zusammenbringen. Und nehmen wir ruhig als Beispiel diesen Campus hier: Ich glaube, die Reserven des Gebietes zwischen der Universität der Künste, der Technischen Universität, der Physikalisch-Technischen Bundesanstalt in der Abbestraße (PTB), dem Heinrich-Hertz-Institut

(Fraunhofer-Institut für Nachrichtentechnik am Einsteinufer) und dem Fraunhofer-Institut für Produktionsanlagen und Konstruktionstechnik (IPK, Pascalstraße) sind überhaupt nicht ausgeschöpft. Das ist ein Riesencampus mitten in der Stadt, der aber überhaupt nicht als solcher erkennbar ist. Und ich glaube, von diesen Beispielen gibt es mehrere in Berlin, wenn auch nicht in dieser Größenordnung. Der Flickenteppich der Wissensstandorte in Berlin wird bleiben, auch weil Berlin einfach eine riesengroße Stadt ist. Aber ich glaube, dass man an den einzelnen Punkten noch Verdichtungen erreichen kann, die einen großen Reiz haben könnten für Wirtschaft, für Studenten und auch für die akademische Welt.

Frauke Burgdorff, Moderation

Das spräche in der Tat für eine Stärkung der einzelnen Orte der Hochschullandschaft Berlin, das heißt für eine Familie von Standorten mit vielen einzelnen charaktervollen Gesichtern. Frau Pinardi, Sie hatten im Vorgespräch betont, dass diese Stärkung bestimmte Elemente braucht, zum Beispiel Elemente der Architektur, Elemente auch des Gedächtnisses. Teilen Sie die Ansicht, dass man erstmal nicht über den „großen Plan“ nachdenken, sondern sich auf die Kernverdichtung konzentrieren sollte? Wenn ja, wie könnte man vorgehen?



Prof. Mara Pinardi, TFH Berlin

Die Wissensstandorte in Berlin sind sehr spezifisch. Ich denke, dass es sehr wichtig ist, die Potenzialität der Besonderheit dieser Standorte auch hervorzuheben. Die Architektur spielt dabei eine große Rolle und hat das in der Geschichte immer getan. Viele der Gebäude, die für die Universität gebaut worden sind, haben städtebaulich eine symbolhafte Wirkung und oft waren sie Ergebnisse von Wettbewerben. Zum Beispiel denke ich an Architekturen wie das Telefunkenhaus am Ernst-Reuter-Platz oder das Architekturgebäude der Technischen Universität, das eines der künstlerisch interessantesten Gebäude der TU ist, aber auch das Gebäude von Ludwig Leo – im Moment weniger beachtet, es könnten noch besser hervorgehoben werden – oder die Rostlaube der Freien Universität Berlin. Das sind alles Gebäude, beispielhafte Architekturen, die Standorte prägen. Heute könnte bei der Qualifizierung der einzelnen Standorte durchaus auch neue Architektur eine wesentliche Rolle spielen. Ich denke zum Beispiel an die Bibliothek in Cottbus, an deren hohe Prägnanz für den Campus. Es geht aber auch um die Qualifizierung der vorhandenen hochwertigen Architektur und natürlich auch um die Qualifizierung der Gebäude, die eher gesichtslos sind. Viele

Gebäude sind nicht unbedingt beispielhaft oder symbolhaft. Der Umgang damit, das Bauen im Bestand, spielt eine wesentliche Rolle für die Qualifizierung von Standorten.

Frauke Burgdorff, Moderation

Herr Bodenschatz, kann die Architektur – in Berlin, wohlgemerkt, wo Symbole ja reichlich vorhanden sind – eine Standortkraft entwickeln, den Kern des jeweiligen Hochschulstandortes befördern? Reicht das aus? Oder braucht es nicht doch auch ein Zusammenspiel?



Prof. Harald Bodenschatz, TU Berlin

Architektur ist sehr, sehr wichtig, aber wir müssen natürlich auch die öffentlichen Räume mit thematisieren. Aber Sie haben wahrscheinlich den Begriff Architektur so weit gefasst. Ich möchte noch mal auf Harvard hinweisen, wo wir einerseits den Harvard Yard haben und andererseits den Harvard Square. Das heißt, wir haben einen öffentlichen Raum innerhalb der Universität und wir haben direkt im Anschluss daran einen öffentlichen Raum außerhalb der Universität. Und beides ist ganz, ganz wichtig. Beides ist wichtig für das Leben der Forscher und Studenten dort. Wenn wir die Situation hier betrachten, dann haben wir an der Technischen Universität

unglaubliche Potenziale an Innenräumen – die allerdings noch nicht richtig zum Tragen gekommen sind –, aber wir haben überhaupt keinen Außenraum. Wenn Sie den Ernst-Reuter-Platz anschauen und ihn mit Harvard Square vergleichen, dann gibt es doch gewisse Unterschiede. Wir haben Reste eines Platzes vor dem Hauptgebäude und wir haben vielleicht Reste eines Platzes vor der TU-Mensa. Beides wichtige Orte, die ein wenig zwischen diesem Universitäts-Campus und dem Rest der Stadt vermitteln.

Wie geht man mit architektonischen Leitbauten um? Sie sind, glaube ich, ganz wichtig. Wir sind in der Diskussion vielleicht noch nicht so weit. In den USA ist es selbstverständlich, dass sich die Universitäten auch über Architektur darstellen. An der TU beispielsweise haben wir uns eigentlich in der Nachkriegszeit für unseren Leitbau geschämt. Wir hatten ja einen großartigen Bau, den wir dann versteckt haben, den Altbau der Technischen Universität. Er ist, wenn man vom Campus kommt, immer noch prächtig. Aber wir haben eine Hochhausscheibe davor gesetzt, die „Verwaltung“ und nicht „Universität“ darstellt. Das ist ein Problem. Mara Pinardi hat das angesprochen. Wir haben zwar durchaus prägnante Bauten, wie den von Ludwig Leo, aber er spielt keine Rolle, er wird auch nicht als Leitbau eingesetzt. Die Humboldt Universität hat einen ganz prägnanten Leitbau, der zwar nicht als solcher konzipiert war, der aber jetzt diese Rolle ausfüllt. Die FU tut sich etwas schwer. Die Rostlaube ist zwar ganz schön, aber ein richtig klarer Leit- und I-

dentifikationsbau ist das meines Erachtens nicht.

Frauke Burgdorff, Moderation

Frau Gothe, da liegt natürlich die Frage nahe, ob man Leitbauten braucht, damit Universität in Stadt lebendig wird? Ist dies das Kernthema? Oder sind nicht die Studierenden, die sich im Raum bewegen, das Lebendige an Universität? Können Sie sich vorstellen, dass in Berlin eine Hochschullandschaft quer durch die ganze Stadt entsteht? Und bedarf es der symbolischen Kraft des Ortes?



Prof. Kerstin Gothe, Universität Karlsruhe

Ich glaube tatsächlich, dass die symbolische Kraft solcher Orte immer wichtiger wird. Das ist meines Erachtens zum Beispiel an der Karriere dieses neuen Bibliothekbaus der FU, der sozusagen in der Rostlaube gelandet ist, zu sehen. Dieser Ort wird mittlerweile auch sehr stark medial vermittelt und ist innerhalb von ganz kurzer Zeit zu solch einem Symbol geworden. Ich glaube, dieses Beispiel macht schon deutlich, dass wir in einer Zeit leben, in der so etwas gebraucht wird. Und wenn wir uns klarmachen, dass zum Beispiel eine Reihe von Studierenden nur für ein Jahr an eine Universität kommen, all

die Erasmus-Studenten usw., dann wird es auch unmittelbar verständlich, dass – ganz praktisch gesehen – so etwas wie „Orientierung“ auf einem Campus heute eine höhere Bedeutung hat, als es möglicherweise früher der Fall war.

Wenn Sie mich fragen, ob ich mir vorstellen kann, dass sich die Hochschullandschaft in Berlin erkennbar über ganz Berlin hinstreckt, dann halte ich das für eine Illusion. Schon für die TU stellt sich wahrscheinlich die Frage, wie sie sich positioniert, wenn sie sich in Zukunft in unmittelbarer Nähe eines Riesenrades befindet. Wahrscheinlich wird es schwierig, sich neben einem solchen Superzeichen noch erkennbar zu positionieren. Unter Umständen ist dann die sinnvollste Position, sich einfach in die Stadtlandschaft zu integrieren und nicht zu versuchen, „einen draufzusetzen“.

Frauke Burgdorff, Moderation

Das Riesenrad ist sicherlich ein gesonderteres Thema, wobei ich mit Riesenrad etwas ganz Positives, nach vorne Guckendes verbinde. Im Ruhrgebiet, an der Zeche Zollverein, war das Riesenrad eines der Aufbruchssymbole. Aber zurück zum Thema: Wie ist nun die stadträumliche Einbindung der „Inseln“ – wobei der Begriff immer einen vernetzten Archipel meinen sollte – zu realisieren? Welche Anknüpfungspunkte und Eigenschaften brauchen die Wissensorte, um sich mit der Stadt zu verbinden? „Erkennbarkeit“ wurde genannt. Sie sollen wahrnehmbar, ablesbar sein. Und es wurden verbindende Funktionen genannt wie Bibliotheken. Kulturinstitutionen und Theater gehören of-

fenbar weniger dazu. Herr Bodenschatz, Frau Pinardi, welche Nachbarinstitutionen würden Sie sich wünschen, wenn es um Vernetzung mit der Stadt, um die Öffnung von Hochschulen geht?

Prof. Harald Bodenschatz, TU Berlin

Zunächst steht die Frage im Vordergrund, wohin man sich überhaupt vernetzen kann. Der Campus der Technischen Universität schließt an den Tiergarten und den Landwehrkanal an. Und obwohl durchaus die Frage interessant ist, was denn auf der anderen Seite passiert, in Süd-Moabit, einem sehr entwicklungsträchtigen Gebiet, ist sicherlich die Hardenbergstraße der Hauptbezug der TU zur Stadt. Diese stellt aber, vorsichtig gesagt, eine gewisse Barriere dar. Das ist vor allem dem Ausbau Berlins als autogerechte Stadt geschuldet. Die Knesebeckstraße ist dagegen eine Straße mit urbanem Charakter, mit Hotels, Theater, kleinen Shops etc. Dieser urbane Charakter setzt sich bis zum Savignyplatz fort, der durchaus interessante Angebote für die TU bereitstellt, etwa den Bücherladen. Aber diese Orte sind nicht richtig erfahrbar als Orte, die etwas mit der Technischen Universität zu tun haben. Es gab bereits Gespräche, um diese Situation zu verbessern. Daran könnten wir gemeinsam weiterarbeiten. Einiges, wie das neue, eher abweisende physikalische Institut, ist weniger förderlich, um über den öffentlichen Raum eine Verknüpfung zu schaffen. Auf der anderen Seite hat die TU zum Beispiel mit der Neugestaltung der Mensa einen guten Schritt getan. Dieser Raum ist viel attraktiver geworden und es wurde eine gewisse Eingangstor-Situation geschaffen, so dass

wir ein wenig wegkommen von dem, was Herr Kunzmann „gated community“ genannt hat.

Frauke Burgdorff, Moderation

In ihrem Statement ging es wieder viel um Städtebau und Architektur. Aber welche städtischen Nutzungen sollten in die Hochschulstandorte hineinragen und welche Nutzungen der Hochschulen könnten als Brücken zur Stadt fungieren?

Prof. Harald Bodenschatz, TU Berlin

Ein ganz wichtiger Punkt, den man sich klar machen muss, ist, dass die Universitäten nicht mehr das sind, was sie früher waren. Deshalb müssen sie sich viel stärker mit dem Verhältnis von Stadt und Universität befassen. Wir gehen immer noch davon aus, dass Universitäten „einmaliges“ Lernen bieten. Wir wissen, dass es hier einen Umbruch gibt. Wir werden in Zukunft auch an den Universitäten sehr viel mehr dauerhaftes, lebenslanges Lernen anbieten. Damit ist ein anderer Bezug zur Stadt verbunden. Wir wissen an der TU, dass die Studenten nicht nur von der Hochschule angezogen werden, sondern – vielleicht sogar primär – aufgrund der Attraktivität der Stadt zu uns kommen. Das bedeutet, Stadt und Universität leben in einer Symbiose. Auch Forschende werden ihren Standort nicht nur mit Blick auf ihren Arbeitsplatz, sondern auch sehr stark mit Blick auf die Qualitäten der Stadt aussuchen. Meines Erachtens müssen wir von der Idee wegkommen, dass an der Universität nur geforscht und gelehrt wird; es wird auch Wissen vermittelt. Die Universitäten müssen das Wissen, das sie generieren – und dafür gibt es schon einige An-

sätze –, in die Stadtgesellschaft hinein vermitteln. Das wird immer wichtiger, auch zur Legitimation der Gelder.

Frauke Burgdorff, Moderation

Vielen Dank. Frau Pinardi, Sie vertreten einen wesentlich kleineren, kompakteren Standort, nämlich die Technische Fachhochschule. Vielleicht ist Ihre Hochschule gesellschaftlich, funktional und ästhetisch viel schwieriger mit dem Stadtraum zu vernetzen als die TU. Könnten Sie sich dennoch vorstellen, dass die TFH die Stadt hinein holt und hinaus in die Stadt geht, also ihre Fühler ausstreckt und die Fühler der lokalen Stadtgesellschaft hinein lässt?

Prof. Mara Pinardi, TFH Berlin

Das ist durchaus denkbar und es gibt bereits erste Ideen und Ansätze. Der Focus liegt im Wedding zwischen dem Virchow-Krankenhaus und dem Leopoldplatz, hauptsächlich auf dem Raum entlang der Luxemburger Straße. Es geht im Augenblick zum Beispiel um Dienstleistungen für Studenten. Seit einem Jahr gibt es eine Kindertagesstätte, die die Studenten nutzen können. Es gibt den denkmalgeschützten Max-Beckmann-Saal aus den 1950er Jahren, der wieder als Theater- und Veranstaltungsstätte genutzt wird. Es gibt also durchaus Versuche, Verbindungen zum unmittelbaren Stadtraum zu schaffen. Dennoch hat die TFH das Problem, an diesem besonderen Standort nicht wahrgenommen zu werden. Die Luxemburger Straße als Hauptachse weist im Umfeld der TFH eine Reihe von Freiflächen und verwahrlosten Orten auf, ich denke zum Beispiel an das ungenutzte Parkhaus. Das sind alles Potenziale, die für eine bes-

sere Vernetzung mit der Stadt, mit den umliegenden Standorten genutzt werden könnten. Wir bieten ein anwendungsorientiertes Studium an, d.h. wir haben natürlich Verbindungen mit Unternehmen, mit lokalen Firmen. Orte für Ausgründungen könnten hier eine besonders wichtige Rolle spielen.

Frauke Burgdorff, Moderation

Benötigen diese Verbindungen der Hochschule die räumliche Nähe im Quartier? Oder ginge das auch in Adlershof?

Prof. Mara Pinardi, TFH Berlin

Sowohl als auch. Die räumliche Nähe ist wie bei der TU wichtig, um diesen Campus zu stärken. In Adlershof könnte man sich aber auch sehr gut Vernetzungen vorstellen. Wesentlich ist aus meiner Sicht, dass für die einzelnen Standorte Masterpläne erarbeitet werden, in denen spezifische Besonderheiten herausgearbeitet und entsprechende Vorschläge gemacht werden, natürlich nicht nur im Bereich der Architektur, sondern – wie Herr Bodenschatz gesagt hat – auch mit Blick auf den öffentlichen Raum, die Wegenetzverbindungen, die Erkennbarkeit der Eingangssituation etc.

Frauke Burgdorff, Moderation

Da geben Sie ein Stichwort. Ist es richtig, dass keine Haltestelle in Berlin den Namen einer Universität trägt?

Prof. Mara Pinardi, TFH Berlin

Ja, das ist richtig, es gibt aber auch weitere Optionen, Eingangssituationen zu verbessern. Der Architekturfachbereich in Venedig befindet sich an einem völlig un-

kenntlichen Ort, aber der wunderbare Eingang von Carlo Scarpa stellt ganz gezielt den Eingang heraus und schafft eine wunderschöne Situation.

Frauke Burgdorff, Moderation

Herr Schmitz, das Entwicklungsgebiet Adlershof ist so eine Art südöstliches Herz von Berlin. Es liegt vielleicht nicht am Rand der Stadt, aber doch außerhalb der Innenstadt. Wir haben über den Anschluss an die Stadtgesellschaft gesprochen. Ihr Standort ist ja sicherlich vernetzt mit der Welt und vernetzt mit den anderen Universitäten, aber sind Sie auch vernetzt mit dem Stadtteil? Spielt das Umfeld jenseits dieses Entwicklungsgebietes, das ja selbst so etwas wie ein Quartier geworden ist, überhaupt eine Rolle?

**Hardy Rudolf Schmitz, Geschäftsführer
Wista-Management GmbH**

Die Adlershofer sprechen, wenn Sie die andere Seite des Bahndamms meinen, immer vom Raumschiff. Und ich glaube, da ist etwas dran. Man muss wirklich sagen, dass dieser städtebauliche Kraftakt, der da realisiert wurde, perfekt isoliert ist. Da gibt es den Kanal, die Autobahn – die ja nicht nur ein fabelhafter infrastruktureller Anschluss des Gebietes ist, sondern auch eine Abriegelung darstellt – und dann gibt es den Bahndamm. Und derzeit haben wir zudem die Situation, dass der Bahnhof letztlich fast gesperrt ist, außer für den Fußgänger- und den Fahrradverkehr. Das ist also eine Aufgabe, die wir noch lösen müssen. Die stadträumliche Anbindung ist trotz des großen städtebaulichen und stadtplanerischen Aufwands, den wir dort betrieben haben, denke ich,

nicht gelungen. Ich glaube allerdings, dass das auch nicht zu stemmen war. Wir haben versucht, das Problem mit vielen operativen Maßnahmen anzugehen, zum Beispiel mit einer Welcome-Aktion für Studenten, die vermitteln sollte, dass auch jenseits des Bahndamms noch etwas zu entdecken ist. Das war allerdings sehr mühsam und wir haben die Aktion auch nur einmal gemacht, weil das eigentlich nicht richtig funktioniert hat.

Ich würde gerne noch einmal die Frage der Vernetzung der regionalen Wirtschaft mit der Universität ansprechen. Diese Vernetzung ist, glaube ich, der entscheidende Erfolgsfaktor des Standortes. Das Funktionieren, das Wachstum, die Ausstrahlung des Gebietes resultieren daraus, dass es diese Nähe zur örtlichen Wirtschaft gibt, dass es hier diese starke Konzentration von Unternehmen und Forschungseinrichtungen gibt. Viele Unternehmen suchen genau solche produktiven Nachbarschaften, die kurze Wege, schnelle Entwicklungen, die Einsparung von Kosten gewährleisten. Der Erfolg von Adlershof basiert weniger darauf, dass man dort eine hohe Aufenthaltsqualität finden könnte. Ich denke, es wird noch drei bis fünf Jahre dauern, bis wir unseren Campus soweit entwickelt haben, dass da tatsächlich länger verweilt wird. Und es gibt sicherlich in Adlershof diese klassische Adressbildung noch nicht. Aber die Firmen, Studenten und Wissenschaftler nehmen das in Kauf, weil sie in Adlershof vor allem die produktive Nachbarschaft suchen. Anders kann man ja auch die Wachstumsraten von Adlershof nicht interpretieren. Adlershof funktioniert also, aber es funkio-

niert aufgrund der räumlichen Nähe von zusammengehörigen Einheiten aus unterschiedlichen Bereichen, aufgrund der kurzen Wege.

Frauke Burgdorff, Moderation

Sie haben einen interessanten Aspekt angesprochen, auf den auch Herr Kunzmann und Frau Höger eingegangen sind, nämlich die Synergien. Dietmar N. Schmidt, Kulturpolitiker, hat einmal gesagt: „Synergie kostet Energie, es sei denn, man bekommt einen Gegenwert hinaus“. Dieser Gegenwert ist in Ihrem Fall bzw. für die Wirtschaft sicherlich der Umsatz. Vielleicht ist es von uns blauäugig zu glauben, wir könnten bei allen möglichen Dingen Synergien erzeugen, die sich gar nicht ökonomisch miteinander verbinden lassen. Ist Umsatzsteigerung der treibende Faktor für Ansiedlungen?

Hardy Rudolf Schmitz, Geschäftsführer Wista-Management GmbH

Umsatz vielleicht weniger. Natürlich spielt auch Umsatz eine Rolle, vor allem aber die Geschwindigkeit, in der hochkomplexe Produkte entwickelt werden können. Berlin ist ja kein Wirtschaftsstandort, der selbst sehr viel Umsatz generiert, der die klassischen Weltfirmen beherbergen würde mit ihren sehr hohen Exportquoten. Die Firmen, die es in Adlershof zu was bringen, sind eigentlich Weltfirmen in ihren kleinen Nischen, sind ein anderer Typ von Weltfirmen. In Adlershof lassen sich Entwicklungsprozesse beschleunigen und verbessern, hier sind die Leute, die man dafür braucht. Wirtschaftlich gesprochen bringt der Standort wahrscheinlich geringere Entwicklungskosten und eine verläss-

liche Entwicklungsrichtung, weil man einfach umgeben ist von Leuten, die als Sparringspartner für einen Entwicklungsprozess fungieren können.

Frauke Burgdorff, Moderation

Frau Gothe, Sie verkörpern heute ein wenig die Außensicht, den Spiegel. Wir haben nun drei sehr unterschiedliche Beispiele vorgestellt bekommen und gehört, wo Vernetzung mit der Stadt möglich ist, nicht möglich ist. Kann man daraus allgemeingültige Schlussfolgerungen ziehen? Oder ist das gar nicht möglich bei der Unterschiedlichkeit der Standorte? Und dann bitte ich Sie alle im Publikum, sich in die Diskussion einzubringen.

Prof. Kerstin Gothe, Universität Karlsruhe

Ich würde gerne noch auf einen Aspekt zu sprechen kommen, der bisher nicht angesprochen worden ist. Universitäten bieten ja zunächst einmal selbst Arbeitsplätze. Wir reden viel über die Spin-offs und die Hoffnungen, die sich seitens der Wirtschaftsförderung mit ihnen verbinden. Zunächst einmal sind die Hochschulen aber auch selbst Orte, an denen Menschen arbeiten und an denen junge Menschen studieren, die unter Umständen anschließend in der Stadt bleiben und dort Firmen und Familien gründen. Und die Menschen, die kommen, um dort arbeiten, haben in der Regel auch Familien. Die regionalwirtschaftlichen Auswirkungen der Hochschulen selbst, meine ich, werden in der augenblicklichen Diskussion erstaunlicherweise kaum erwähnt. In den 1970er und 1980er Jahren wurde darauf sehr viel stärker eingegangen. Und diese Aspekte

sind gerade deshalb so bedeutsam, weil Hochschulen ihre Arbeitsplätze nicht wie Nokia verlagern können.

Und einen zweiter Punkt will ich ansprechen, der mir klar geworden ist bei der Beschäftigung mit der Geschichte der Diskussion über Universitäten. Universitäten waren lange Zeit die „Schmuddelkinder“, also Einrichtungen, die man gar nicht so gerne im Stadtteil haben wollte. Heute hat sich der Blick auf sie gewandelt. Sie werden als Einrichtungen betrachtet, die eine Qualität für die Stadtgesellschaft mit sich bringt. Und ich glaube, das hat etwas mit dem demografischen Wandel zu tun. Man ist sich zunehmend der Bedeutung und des Wertes junger Menschen bewusst.

Frauke Burgdorff, Moderation

Gerade im angelsächsischen Raum es ja auch üblich, dass sich Universitäten und Hochschulen um Wohnungen für ihre Wissenschaftler kümmern. Wohnraum ist in Berlin derzeit nicht so ein Problem, aber auch das könnte in Zukunft hier vielleicht ein Thema werden. Jetzt habe ich schon sehr viele Wortmeldungen. Das finde ich sehr schön.

Prof. Hans-Joachim Aminde, Redebeitrag Publikum

Hans-Joachim Aminde, Hochschullehrer und früher am Institut für Hochschulbau der Universität Stuttgart. Zunächst zum Bild des „Archipels“ von Herrn Kunzmann. Ich glaube, es ist ganz entscheidend, dass wir Hochschulen als Teil eines Systems begreifen. Und das heißt, in Berlin gibt es nicht die Universität, die Hochschule, sondern hier gibt es ein polyzentrisches

Hochschulsystem. Wenn es denn exzellent ist, dann ist es vor allem exzellent in den Verbindungsqualitäten mit dem öffentlichen Nahverkehr. Und das muss auch adressbildend sein, glaube ich. Viel zu spät wird jetzt endlich der Thielplatz eine Universitätshaltstelle. Ich glaube, der öffentliche Nahverkehr ist für die Vernetzung der Hochschulen, der Forschungsstandorte untereinander ganz existenziell.

Mein zweiter Punkt ist eine Bemerkung zum eben angesprochenen Thema Wohnen. Das spielt hier heute offenkundig überhaupt keine Rolle, und ich denke auch zu Recht. Berlin hat ein derartig großes und günstiges Wohnangebot, dass hier – anders als in Zürich – Wohnen auf dem Campus keine Relevanz hat. Dennoch, wir werden in Zukunft einen größeren Anteil ausländischer Studierender haben. Es ist sicher richtig, entsprechende Wohnmöglichkeiten für sie anzubieten, möglicherweise auch auf dem Campus. Das betrifft aber nicht viel mehr als 3%, 4% oder 5% der Studierenden. Zu einer wirklichen Belebung eines Campus kann das kaum beitragen.

Und zum Dritten, ich finde die Frage sehr interessant, wie sich die Hochschule nach außen darstellt. Frau Höger schildert in ihrem Buch begeistert die innerstädtische Lage der TU Berlin und ihres immer noch vergleichsweise nahen Erweiterungsgebiets. Dennoch beklagen Herr Bodenschatz und auch Herr Brake, dass die Hochschule kaum nach außen wirkt. Man kann auch nicht überall Fahnen und kann nicht überall Plakate aufstellen. Aber vielleicht sollte man darüber nachdenken, was denn für

diese Verbindung von Stadt und Universität der richtige Stecker ist. Ich sage ausdrücklich Stecker. Braucht man so etwas wie ein neues Kollegiengebäude, in dem tagsüber Unterricht, Berufsbildung, Fortbildung, in dem auch Abendunterricht und all diese Dinge stattfinden und das sich auch im Stadtraum bzw. am Rand der Hochschule darstellt? Ich glaube, wir müssten über diese Stecker, die an den unterschiedlichen Standorten auch unterschiedlich in der Funktion sein müssten, nachdenken. Vielen Dank.

Frauke Burgdorff, Moderation

Ganz herzlichen Dank, auch für die Frage nach dem Schlüssel oder Stecker für den Austausch zwischen Stadt und Hochschule. Doch zunächst weitere Statements.

Dr.-Ing. Jürgen Fissler, Redebeitrag

Publikum

Ich war bis Ende der 1990er Jahre Hochschullehrer an der Architekturfakultät der TU und kenne diese Universität deshalb ein bisschen. Ich habe vor kurzem das Telefunken-Hochhaus für die TU von innen saniert und möchte einen Aspekt ansprechen, den jeder am Abend sehen kann. Das halbe Hochhaus ist von uns für die Telekom Laboratories, für DaimlerChrysler und ein paar andere umgebaut worden und Sie sehen abends und am Wochenende, dass dort Licht brennt und dort gearbeitet wird. Die anderen Geschosse, ich will jetzt Herrn Bodenschatz nicht zu nahe treten, die sind doch häufig sehr dunkel, nicht nur, weil das Licht von einer uralten Lampe kommt, die die TU nicht erneuern kann, sondern einfach weil aus meiner Sicht diese ganzen Räumlichkeiten viel zu

wenig genutzt werden. Sie wissen ja, dass die Universität in Berlin einen Instandhaltungsstau im großen dreistelligen Millionenbereich hat, den dieses Land nicht bezahlen kann. Der Finanzsenator zwingt die Hochschulen im Grunde genommen dazu, Gebäude abzustoßen. Die FU tut das mit ihren vielen Villen, die TU macht das mit extern gelegenen Flächen und zieht sich auf den zentralen Campus zurück, um sich sozusagen über diese Verkäufe aus dem eigenen Saft zu finanzieren, um davon Instandsetzungsmaßnahmen zu finanzieren. Das ist meines Erachtens skandalös für ein Land, das mal das Land der Dichter und Denker war. Gehen Sie mal ins Ausland. Zum Beispiel in den arabischen Ländern oder erst recht in China kann man feststellen, dass da wirklich 7 Tage die Woche gearbeitet wird, dass dort Geld da ist, um auch wirklich Bildung zu fördern. Das haben wir nicht. Und deshalb muss man, wenn man über dieses Thema redet, auch immer wieder über die Frage sprechen, wer das alles denn bezahlt. Aber wenn man über Exzellenz spricht, einwerben will, dann muss man auch entsprechende Räumlichkeiten bieten, sonst kriegt man keine klugen Köpfe. Wer geht denn in diese alten, gammeligen Buden hier rein, die seit 50 Jahren nicht saniert worden sind. Da liegt doch eines der großen Probleme dieses Landes und vor allem auch der Stadt Berlin.

Frauke Burgdorff, Moderation

Vielen Dank für dieses Statement. Ich nehme für mich und für Sie im Wesentlichen folgende Punkte mit: Mangelnde Ausnutzung – Ineffektivität von Raumnutzung wird sonst vor allem immer wieder

den Kulturbauten vorgeworfen – gilt vielleicht auch für Hochschulen. Den Punkt gebe ich mal an die Hochschulvertreter auf dem Podium weiter. Weiterhin ist natürlich das liebe Geld ein wichtiger Aspekt. Und ein wichtiger Hinweis war, dass eine Hochschule auch von innen strahlt. Das sieht man dann gerade an solchen Standorten wie in Delft. So schön ist der Campus nicht. Wenn es innen nicht so schön wäre, wäre das Außen schwer zu ertragen, sage ich mal. Da wird in das Innere investiert.

Hans-Georg Lange, Redebeitrag Publikum

Hans-Georg Lange, Charlottenburg-Wilmersdorf. Ich möchte zunächst die Aufmerksamkeit darauf lenken, dass das Stadtforum ja Berliner Probleme angehen soll und dass wir uns vielleicht noch etwas stärker an den spezifischen Situationen und den Entscheidungsmöglichkeiten orientieren sollten, die in Berlin gegeben sind bzw. in näherer Zeit gegeben sein werden. Es sollte eine der Besonderheiten Berlins beachtet werden, dass dies nämlich eine Gebietskörperschaft ist, die für alles zuständig ist. Sie ist Träger der Universitäten und sonstigen Einrichtungen der Wissenschaft und sie ist Träger der gesamten Verwaltung dieser Stadt. Allerdings ist dies alles sehr divers organisiert in Senatsverwaltungen, in Bezirken – mit relativ großer Eigenständigkeit – und in semiautonomen Einrichtungen wie z.B. den Hochschulen. Ich glaube, es ist nicht so sehr das Problem von Stadträumen und Architektur, das uns hier in erster Linie interessieren sollte. Das Problem ist vielmehr vor allem die Organisation, das Ma-

nagement der Kooperation der unterschiedlichen Entscheidungsträger, die Zusammenführung von oftmals gar nicht erkannten übereinstimmenden Interessen, die Lösung von Konflikten in diesem Zusammenhang. Nehmen wir etwa die TU Berlin. Die Bezirksverordneten von Charlottenburg-Wilmersdorf haben sich mehrfach mit der Frage beschäftigt, wie man das Areal der Technischen Universität durchgängiger machen könnte, stärker in den Stadtkörper einbeziehen könnte. Ich bin nicht sicher, ob das schon zu Überlegungen innerhalb der Universität geführt hat. Dabei wird gar nicht gesehen, dass die Technische Universität doch geradezu optimal in den Stadtkörper eingebunden ist. Der Harvard Square der TU ist eben der Savignyplatz oder sind die Straßen, die dorthin führen. Dort sind doch die Bibliotheken, die Buchhandlungen, die Theaterr. Oder sehen Sie auf die Entwicklungen um den Bahnhof Zoo, da tut sich doch etwas. Vielleicht sollte man sich eher mit der Frage beschäftigen, wie bei diesen neuen Bauvorhaben, die jetzt um den Bahnhof Zoo entstehen werden, verschiedene Interessen einbezogen werden können. Meine Forderung ist also, dass wir uns hier in der westlichen Innenstadt nicht so sehr mit Architektur - schön oder nicht schön –, sondern mit dem Management des Zusammenwirkens unterschiedlicher Entscheidungsträger auseinandersetzen.

Frauke Burgdorff, Moderation

Ganz herzlichen Dank. Eine wichtige Frage ist also, wie man mit Hochschule integrierte Stadtentwicklung gestaltet und wie man die unterschiedlichen Interessen ma-

nagt. Ich glaube, dieser Punkt kann auch noch mal an die Adresse der Politik weitergereicht werden.

Prof. Cordula Loidl-Reisch, Redebeitrag
Publikum

Loidl-Reisch ist mein Name. Ich bin Hochschullehrerin an der TU Berlin und bin als Landschaftsarchitektin aus Wien nach Berlin gekommen. Ich habe den Eindruck, dass die TU Berlin eigentlich wunderbar in das Stadtgefüge integriert ist. Der Baubestand ist äußerst heterogen und hat mit Sicherheit jede Menge Sanierungsbedarf, was aber prinzipiell zu lösen ist – die fehlenden Gelder wurden angesprochen. Prof. Bodenschatz hat angemerkt, sie habe keinen Außenraum. Ich denke, sie hat sehr wohl einen Außenraum. Sie hat eigentlich einen gar nicht uninteressanten Campus. Er ist allerdings ebenfalls in hohem Maße sanierungsbedürftig und er wird leider zu einem hohen Anteil als Stellplatzfläche genutzt, was natürlich die Nutzung für studentisches Leben sehr einschränkt. Im Übrigen bewirken auch diverse Ge- und Verbote, dass das Hochschulleben mit dem Dunkelwerden mehr oder weniger erlischt. Zum Beispiel ist ab 16.00 Uhr die Mensa als Durchgangsort von der Hardenbergstraße aus gesperrt. Daran könnte man sehr wohl arbeiten. Die Zugänglichkeit wird man nicht extrem verbessern können, denn dazu müsste man große Gebäude abreißen. Aber man kann die vorhandenen Durchgänge und Zugänge sehr wohl verbessern. Wir haben das in verschiedenen Seminaren und Projekten mit Studenten durchgespielt und ich glaube, es gäbe einige Möglichkeiten, Verbesserungen herbeizuführen.

Und dann sollte man den Standort ganzheitlich denken, das heißt zum Beispiel auch im Hinblick auf die Anbindung an den Nahverkehr. Ich habe es als katastrophal empfunden, eine U-Bahn-Station vorzufinden, in der nicht einmal ein barrierefreier Zugang existiert. Das heißt, jemand mit irgendeiner Art von Gehbehinderung kann den öffentlichen Verkehr gar nicht benutzen, um an die TU zu gelangen. Hier ist natürlich auch die Stadt gefragt. Und da ist auch ein großer Bedarf an Integration von der anderen Seite. Ich meine, beide Seiten müssten sehr intensiv zusammenwirken und dann lässt sich ein grundsätzlich sehr interessanter Hochschulstandort mit sehr interessantem Baubestand – nicht ausschließlich mit ganz großen, auch mit vielen eher beiläufigen Bauwerken – wieder zu einer sehr guten Einheit verschmelzen.

Frauke Burgdorff, Moderation

Ganz herzlichen Dank für den Appell, aus dem Bestand heraus zu entwickeln und erst mal zu schauen, was machbar ist.

Prof. Reinhart D. Kühne, Redebeitrag
Publikum

Mein Name ist Kühne. Ich leite die Einrichtung „Verkehrsstudien“ am Deutschen Zentrum für Luft- und Raumfahrt in Adlershof. Ich möchte doch einmal fragen, warum hier so sehr das hohe Lied der Integration in die Stadt gesungen wird? Der Adlershofer Standort ist ja deshalb so erfolgreich, weil er sozusagen isoliert ist vom Alltagsleben. Und da wird wirklich geforscht und gearbeitet. Ich habe den Eindruck, Sie wollen in erster Linie stu-

dentisches Leben fördern. Ja, geht es nicht um das Arbeiten? Ich wohne in Adlershof, da kann man durchaus auch wohnen. Und in Johannisthal gibt es jetzt sogar sehr schöne Wohnungen. Aber ich glaube, wir sollten auch einmal diskutieren, ob eine gewisse Separation des Standortes, die natürlich in besonderem Maße die Vernetzung mit Industrie und Forschungseinrichtungen ermöglicht, ob das nicht der eigentliche Nährboden für Wissenschaft in Berlin ist.

Frauke Burgdorff, Moderation

Vielen Dank für das konkrete Gegenstatement.

Juliane Schonauer, Redebeitrag Publikum

Juliane Schonauer, Stadtplanerin. Ich wollte noch mal eine Frage an die Vertreter der Hochschulen stellen. Einerseits repräsentieren Sie die Hochschule, andererseits betrachten Sie die Hochschule von Ihrer Profession her von außen. Ich würde gerne die Frage wagen, wie denn die Diskussion innerhalb der Hochschulen geführt wird. Wie viel Stadt wollen die Hochschulen denn haben? Wie wollen sie sich öffnen für die Stadt, in welchem Maße wollen Sie denn Öffentlichkeit und Stadt an ihrem ganzen Bau- und Entwicklungsprozess teilhaben lassen? Ich habe den Eindruck, zum Beispiel die TU Berlin, die entwickelt sich so sukzessive vor sich hin. Man sieht das an den einzelnen architektonischen Stilen. Hier wäre eine Position der Hochschulen selbst interessant. Ich schätze Herrn Prof. Bodenschatz sehr, aber er muss hier heute den Platz des Präsidenten

der TU einnehmen, an den diese Fragen natürlich eigentlich gerichtet sind.

Frauke Burgdorff, Moderation

Diese Frage kann ja weitergegeben werden. Sie haben in der Tat Recht, es fehlt heute sozusagen der Verantwortliche auf Seiten der Universität. So, liebes Podium, ich habe ganz viele Fragen und Statements aufgenommen. Ich fange von hinten an mit folgenden Aspekten: Partner Hochschule, Partner Wissensstandort – fordern ist die eine Sache, aktiv etwas hineingeben und Stadt einbeziehen ist die andere Sache. Was tun die Hochschulen? Und meine zweite Frage ist: Arbeitet man noch, wenn man in der urbanen Stadt lebt, arbeitet man an den Wissensorten in der Stadt? Sind nicht Konzentration und ein gewisses elfenbeinturmartiges Handeln notwendig? Ich fange mal bei Ihnen an, Herrn Schmitz.

Hardy Rudolf Schmitz, Geschäftsführer Wista-Management GmbH

Mir hat besonders Herrn Fisslers Beobachtung gut gefallen, dass das Telefunkengebäude tatsächlich abends und am Wochenende in der dunklen Jahreszeit immer halb erleuchtet ist. In Amerika ist das anders. In Harvard hat die Bibliothek 24 Stunden geöffnet und es brennt tatsächlich überall Licht. Das ist atemberaubend. Die Frage ist, inwieweit man so etwas will. Die Universität hat in den USA immer noch eine andere Funktion. Und Sie haben die Frage gestellt, ob man nun die Konzentration oder die Mischung braucht. Adlershof hat deswegen eine gewisse Produktivität erreicht, weil man dort den Ort der Konzentration findet, weil man sich dort konzentriert.

rieren kann, sage ich manchmal, wenn ich begründen muss, weswegen wir weiter draußen liegen – ich muss den Standort ja verkaufen. Aber ernsthaft gesprochen, es sind einfach – wie ich schon sagte – zwei unterschiedliche Angebote, die beide wichtig für Berlin sind.

Sicher ist es richtig, es wurde im Publikum angesprochen, in Berlin sehr realistisch vorzugehen und nicht von jetzt auf gleich die Welt ändern zu wollen. Die Frage ist, mit welchen Bordmitteln wir auch unter der Bedingung, dass die Haushalte derzeit nicht so sprudeln, etwas erreichen können. Ich sehe die Universitäten als einen wesentlichen Magneten für wirtschaftliches Wachstum in Berlin, nicht nur, weil die Hochschulen selbst relativ stabile Wirtschaftseinheiten sind, sondern weil das Schlagwort lautet Open Innovation – die Leute ja bereits händeringend nach Talenten suchen, nach Naturwissenschaftlern und nach Möglichkeiten, diese Talentschmieden in ihre Prozesse einbinden zu können. Über das Telefunkenhaus haben wir bereits gesprochen. Dort sitzen eben auch die Telekom Laboratories (T-Labs) oder das European Center for Information and Communication Technologies (EICT) und beweisen täglich, dass es funktioniert und dass es auch zu einem Mittelzufluss an die TU führt. Ich glaube, eine wesentliche Handlungsreserve liegt darin, dies zu systematisieren. Das gelingt in Adlershof. Ich behaupte, dass gerade an einem Standort wie diesem hier – am Ernst-Reuter-Platz steht das sanierte IBM-Gebäude leer, das Pepper-Hochhaus (Europa-Center) steht leer, die Fabrikgebäude am Salzufer füllen sich nur ganz lang-

sam – konkrete, handhabbare und gezielte Maßnahmen notwendig sind, die An-dockstellen an und für die Wirtschaft schaffen, die aber nicht die Universität selbst zerstören. Dann werden hier auch die Lichter nicht so früh ausgehen.

Frauke Burgdorff, Moderation

Vielen Dank. Möchte sich noch jemand von Ihnen äußern zu den Lichern? Herr Bodenschatz.

Prof. Harald Bodenschatz, TU Berlin

Man muss, glaube ich, den Blick nur etwas schwenken und Richtung Architekturgebäude schauen, dann wird man feststellen, dass dort auch nachts in verschiedenen Stockwerken das Licht etwas länger brennt. Aber tatsächlich sind wir noch nicht so weit, wie manche 24-Stunden-Universitäten in den USA. Aber wir sollten auch nicht immer nur auf Harvard und Yale schauen, sondern auch die Durchschnittsuniversitäten in den USA in den Blick nehmen. Natürlich haben einige Universitäten in den USA Bedingungen in Bezug auf das Arbeiten rund um die Uhr, die wir hier nicht haben, das muss man auch noch mal deutlich sagen. Zudem sind wir tatsächlich schon flexibler geworden. Ich erinnere nur an die Bibliotheken, die früher viel kürzere Öffnungszeiten hatten. Die Universitäten haben sich schon etwas in diese Richtung bewegt.

Zu der Frage Separation oder Integration: Ich denke, natürlich ist es notwendig, Orte der Konzentration, der Ruhe, der Konzentration von Forschung zu haben. Aber es ist, meine ich, falsch zu glauben, dass diese Orte dauerhaft und rund um die Uhr

so sein müssen. Wir werden Orte anbieten müssen, an denen man sich zu bestimmten Zeiten konzentrieren kann und an denen die Leute zu anderen Zeiten aber auch etwas anderes finden können. Ich glaube, das ist ein ganz zentraler Punkt. Ich denke an die berühmte Diskussion über die kreative Klasse, die ja extrem viel und sehr konzentriert arbeiten muss, die aber gleichzeitig einen hohen Bedarf an urbanen Angeboten in unmittelbarer Nähe hat, gerade weil sie so konzentriert arbeiten muss. Und gleichzeitig, das haben Sie angesprochen, befinden sich doch die großen Stadtregionen in Konkurrenz um gut ausgebildete Leute, junge Leute, Leute mittleren Alters. Auch das ist ein ganz entscheidender Punkt. Dafür brauchen wir gute Universitäten, dafür brauchen wir aber auch ein gutes Umfeld der Universitäten.

Und schließlich noch etwas zu Adlershof: Adlershof ist natürlich eine kolossale Leistung. Dieser Bereich, dieser riesige Ort, war über viele Jahrzehnte völlig unzugänglich. Nur punktuell, bei bestimmten Großereignissen, konnte man überhaupt dieses Gelände betreten. Und natürlich war es unglaublich schwierig, diese Mauer, die das Gelände praktisch umgeben hat, aufzubrechen und Adlershof in die Stadt zu integrieren. Dieser Prozess braucht natürlich Zeit und kann nur langfristig Erfolg haben. Im Zusammenhang mit dem Flughafen BBI wird es weitere Entwicklungsschübe geben. Und schließlich habe ich auch gar nicht den Eindruck, dass Adlershof ein wirklich peripherer oder suburbaner Standort ist. Er hat durchaus

städtische Qualitäten. Aber die müssen natürlich noch weiter ausgebaut werden.

Frauke Burgdorff, *Moderation*

Frau Pinardi, Sie möchten dazu Stellung nehmen. Ich möchte Sie auch bitten, die Aspekte „richtiger Stecker“ und „kleine Intervention“ als Schlüssel zur Öffnung der Hochschulen aufzugreifen.

Prof. Mara Pinardi, *TFH Berlin*

Ich möchte zunächst auf das Thema der Lichter bzw. der Nutzung der Gebäude in den Abend- und Nachtstunden eingehen. Wir bekommen immer mehr Anfragen von Studierenden, die gerne auch zu späten Uhrzeiten arbeiten möchten, sogar nachts. Das betrifft immer nur gewisse Studiengänge, nämlich diejenigen, die Projekte durchführen, insbesondere Studenten, die in Gruppen arbeiten. Wir haben bei uns gegenwärtig das Problem der Sicherheit. Es müssten noch neue Systeme entwickelt werden, vielleicht Chipkarten, damit die Studenten dann ohne Probleme in die Gebäude kommen können. Sicherlich stellen wir immer fest, dass die Studenten, die im Juni während der Sommerakademie – überwiegend aus New York – nach Berlin kommen, Tag und Nacht arbeiten. Und da sieht man natürlich die unterschiedlichen Gewohnheiten. Aber unsere Studenten würden die Gebäude auch gerne in den Abend- und Nachtstunden nutzen.

Nun zum Thema „kleine Eingriffe“. Ich glaube, dass man mit Leitsystemen oder kleinen Nachbesserungen an Gebäuden und in den Freiräumen, mit kleinen und relativ kostengünstigen – ggf. auch temporären – Maßnahmen, viel bewirken

kann. Solche Maßnahmen können vielleicht auch von den Universitäten selbst mit den Studierenden entwickelt werden. Sie können durchaus die Kraft haben, deutliche Verbesserungen für den öffentlichen Raum, für die Erkennbarkeit, für Wegenetzbeziehungen, für Eingangssituationen zu bewirken. Es geht nicht nur um teure Umbauten oder Neubauten, um beispielhafte Architektur, sondern auch um sehr kleine Maßnahmen, die eine wesentliche Rolle spielen könnten für die Wahrnehmung eines Campus.

Frauke Burgdorff, Moderation

Frau Gothe, auch Sie möchten auf die Statements aus dem Publikum eingehen.

Prof. Kerstin Gothe, Universität Karlsruhe

Ich würde gerne noch mal auf Herrn Lange aus Charlottenburg-Wilmersdorf eingehen. Sie haben gesagt, das Management der Einbindung der verschiedenen Entscheidungsträger sei so wichtig. Ich möchte das unterstützen. Ich sehe das genauso. Auch im Sinne dieses Bildes vom Archipel ist doch einerseits zu fragen, was eigentlich einen bestimmten Wissensort ausmacht und was seine Stärken sind und andererseits, wie der umliegende Stadtteil aussieht und was dessen Stärken sind. Wenn man diese beiden Diskussionen zusammenbringt, kann man gemeinsam überlegen, was man weiterentwickeln will. Dabei werden die Universitäten an den verschiedenen Standorten darauf kommen, dass sie ganz unterschiedliche Stärken haben. Natürlich ist die Situation eines Campus, der in Dahlem liegt, in einem Villenviertel mit vielen Freiflächen, eher

außerhalb und vielleicht auch eher von Nachbarschaftskonflikten betroffen, eine ganz andere als an einem absolut zentralen Campus wie dem der TU. Hier gibt es natürlich völlig andere Probleme und Qualitäten. Aber beiden Standorten könnte im Grunde nichts Besseres passieren, als dass sie jeweils mit allen Beteiligten, Betroffenen, Entscheidenden aus der Hochschule und dem Stadtteil gemeinsam darüber nachdenken, in welche Richtung sie sich entwickeln wollen. Und vielleicht wäre eine erste Maßnahme an der TU dann auch, den U-Bahnhof barrierefrei zu gestalten, weil man möglicherweise übereinkommt, dass eine Uni heute diese Schwelle zum öffentlichen Nahverkehr eigentlich nicht mehr aufbauen darf.

Frauke Burgdorff, Moderation

Herr Schmitz dazu.

Hardy Rudolf Schmitz, Geschäftsführer Wista-Management GmbH

Sehr gerne. Wir haben darüber gesprochen, dass es ja offensichtlich ein Erfolgsrezept ist, wenn die verschiedenen Parteien zueinander gebracht werden können, die verschiedenen Verwaltungsressorts im Senat und in den Bezirken, aber auch die anderen handelnden Personen. Ich wollte kurz berichten von einem europäischen Projekt, das sich „Innovation Circus“ nennt, in dessen Rahmen wir uns mit der TU, der Udk, der Senatsverwaltung für Wirtschaft und der Adlershofer Community in dem Teilprojekt „Innovation Habitat“ zusammengefunden haben. Wir haben versucht, die Handlungsoptionen für einen Bereich freizulegen, der in der Tat diesen gestreckten Campus um TU und Udk, den

Ernst-Reuter-Platz bis hin zur Spree im Norden umfasst. Und da bemerkt man eigentlich einen erstaunlichen Gleichschritt, nämlich, dass sich beide Universitäten nach wie vor nicht zusammen denken, dass die Immobilienwirtschaft ihre Handlungsoptionen überhaupt nicht erkennt und nutzt, die in übergeordneten Plänen liegen, und dass die Organe der Wirtschaftsförderung die besonderen Leistungsreserven dieses Standorts überhaupt nicht besprechen können, weil sie die Pläne der unterschiedlichen Leute nicht kennen. Wir merken, dass es deswegen auch Fehlnutzungen gibt bzw. Nutzungen wie diese vier riesigen Autohäuser hier im Campus, die jedenfalls bislang noch kaum eine aktive Beziehung zur Universität haben. Da gibt es ganz viele mögliche Win-Win-Situationen, die man eine nach der anderen freilegen kann. Und das fanden meine Partner und ich in diesem Projekt sehr, sehr interessant. Die Botschaft ist, dass man solche Projekte zusammen und gemeinschaftlich denken muss, weil sie einfach zwangsläufig ganz viele Ressourcen berühren und auch ganz viele unterschiedliche Parteien, auch Wirtschaftsunternehmen etc. Dieser innerstädtische Campus ist ja ein Juwel, und man kann dort Erhebliches freilegen, wenn man in einem moderierten Prozess zusammen denkt, die Kräfte vereint und gemeinsam handelt. Es gibt für die Immobilienwirtschaft nichts Besseres als die Adressbildung des Campus. Und es gibt für einen großen, forschungsintensiven Konzern nichts besseres, als in fußläufiger Entfernung einen Campus zu haben, der möglicherweise über Hotspots angebunden ist, und dann mit der TU oder der UDK Pro-

ekte umsetzen zu können. Das sind sehr überzeugende Argumente dafür, dass es hier noch große Handlungsreserven und vor allem brachliegende Handlungspotenziale gibt.

Frauke Burgdorff, Moderation

Ganz herzlichen Dank. Herr Bodenschatz möchte noch etwas beitragen und dann würde ich gerne unsere beiden Referenten noch einmal bitten, ein bis zwei Aspekte oder Ansätze zu nennen, die sie für wichtig für die weitere Entwicklung halten.

Prof. Harald Bodenschatz, TU Berlin

Wir haben hier über kleine Projekte gesprochen und sie den großen Projekten gegenübergestellt. Ich weiß nicht, ob das richtig ist. Aber zunächst zu den kleinen Projekten. Es gibt eine ganze Fülle von kleinen Projekten, die machbar sind. Machbar und unbedingt notwendig wäre sicherlich die barrierefreie Zugänglichkeit des U-Bahnhofs Ernst-Reuter-Platz. Machbar wäre auch ohne großen Kostenaufwand die Umbenennung des U-Bahnhofs Ernst-Reuter-Platz in „Ernst-Reuter-Platz / Technische Universität Berlin“. Solche Doppelbenennungen, wie es sie in vielen anderen Städten gibt, sind für mich selbstverständlich. Ich weiß nicht, was da eigentlich die Schwierigkeit ist. Vieles wird auch bereits umgesetzt oder in Zukunft umgesetzt werden. Anlässlich der Jahresfeier wird unser TU-Hauptgebäude immer mehr ausgebaut, zurückgebaut und repräsentativer gestaltet. Da ist sehr, sehr viel passiert. Das ist allerdings leider von außen kaum erkennbar, weil es ja die Rückseite betrifft. Gleichzeitig wird der Eingangsbereich besser gestaltet. Und dann

werden die verborgenen Schätze in den Innenräumen – dort gibt es ja unglaubliche Architekturpolien von ganz herausragender Bedeutung, eine Schinkelsäule und vieles, das bislang überhaupt niemand kennt – mit kleinen Täfelchen erläutert. Das ist auch schon ein Schritt in die richtige Richtung. Es sind also viele, viele kleine Projekte denkbar, bereits umgesetzt oder angedacht. Diese kleinen Projekte sind notwendig, um die Situation zu verbessern. Aber auch das eine oder andere größere Projekt ist notwendig, allein aus symbolischen Gründen. Wir können diese Art von Projekten aufgrund unseres Finanzrahmens natürlich nur in Grenzen umsetzen. Das ist ein gewisses Problem. Denn andere Städte, ich denke zum Beispiel an Turin, können zeigen, dass sie etwas aus der Wissenschaftsstadt machen, sie ausbauen wollen. Und das wird dort auch sichtbar an Bauprojekten, an größeren Bauprojekten, die auch symbolische Bauprojekte sind. Ich glaube also nicht, dass man allein über Großprojekte vorwärts kommt, aber ich glaube auch nicht, dass man gänzlich auf Großprojekte verzichten kann.

Frauke Burgdorff, Moderation

Vielen Dank. Herr Kunzmann und Frau Höger, haben Sie noch ein bis zwei Aspekte für uns?

Prof. em. Dr. Klaus R. Kunzmann, TU Dortmund

Ein bis zwei Aspekte, das ist natürlich sehr schwierig. Ich finde, wir machen insgesamt viel zu viele Wunschlisten und denken nicht darüber nach, wer die Arbeit tun soll, damit diese Wunschlisten dann auch

abgearbeitet werden können. Das ist natürlich immer eine Frage des Geldes. Der Hinweis auf China und Dubai gefällt mir gar nicht, weil wir die Arbeitsbedingungen der Menschen dort in Deutschland nicht akzeptieren würden. Wir müssen also überlegen, wie wir die Prioritäten setzen. Und wenn wir die Wissenschaft als Priorität haben, dann müssen wir überlegen, wo wir an anderer Stelle sparen können, zum Beispiel bei der Infrastruktur, beim Flughafen, bei den Sozialausgaben. Diese Diskussion müssen wir führen. Vieles, glaube ich, geschieht eher gedankenlos, wie man am Beispiel der U-Bahn sieht. Aber auch um so etwas muss sich irgendjemand kümmern und muss fünfmal in der Woche bei der BVG anrufen. Von alleine geschieht nichts. Eine andere wichtige Erkenntnis ist natürlich, dass Lebenswelten und Arbeitswelten immer enger zusammenwachsen.

Dipl.-Ing. Kerstin Höger, ETH Zürich

Ich möchte noch eine persönliche Bemerkung machen. Ich habe das Glück, dass ich an sehr unterschiedlichen Orten studiert, gelehrt und gewohnt habe. Und alle haben ihre eigenen Qualitäten. Die TU Berlin ist für mich immer noch eine ganz tolle Hochschule, insbesondere weil sie eben wirklich inmitten der Stadt liegt und das komplette städtische Umfeld bietet. Aber man verlässt nach der Arbeit den Campus ganz schnell und geht in die Stadt. In Cambridge ist Leben und Arbeiten ganz eng miteinander verbunden. Eigentlich ist die komplette Stadt eine Wissensenzklave. Dort hat man den Vorteil, dass der informelle Austausch eben nicht in der Uni stattfinden muss, sondern wirk-

lich in der Bar, im Café oder im Restaurant im Stadtzentrum stattfinden kann. Ich sehe bei diesen Enklaven allerdings das Problem, dass man dort dann nur noch in dieser Wissenschaftswelt ist. Ich denke, insbesondere für Kreative hat die TU Berlin ganz besondere Qualitäten, oder auch Adlershof, weil man diese Wissens- enklaven eben verlassen und sich Inspirationen außerhalb suchen kann. Und der Hönggerberg-Campus oder auch ein Quartier wie Adlershof profitieren natürlich auch davon, dass sie wirklich abseits der Stadt liegen und man sich dort ganz auf die Arbeit und die Forschung konzentrieren kann. Berlin insgesamt hat den Vorteil, dass es polyzentrisch und sehr differenziert ist. Ich denke, alle Standorte sollten ihre ganz spezifischen Qualitäten för-

dern. Und ich kann Herrn Schmitz eigentlich nur Recht geben, dass der TU-Campus noch viele nicht mobilisierte Filetstücke besitzt, die mitten in der Stadt liegen. Mit diesen lässt sich sicherlich sehr viel anfangen.

Frauke Burgdorff, Moderation

Vielen Dank. Nun will ich das Wort an Frau Lüscher geben. Ich danke an dieser Stelle schon mal allen für das Gespräch. Es war ein wissensgenerierendes Gespräch, wie wir es uns vorher gewünscht hatten. Herzlichen Dank für ihr Mittun an das Podium und das Publikum. Frau Lüscher, Sie sind heute unsere Adressatin gewesen, weil die Senatorin nicht da sein konnte. Was nehmen Sie mit in die Politik?

Schlussfolgerungen



Senatsbaudirektorin Regula Lüscher,
Senatsverwaltung für Stadtentwicklung

Ich möchte mich zuerst einmal ganz herzlich bedanken für die sehr gute Moderation, für die interessanten Inputs und für die Podiumsdiskussion. Ich nehme heute vor allem mit, dass wir einmal mehr einen Kümmerer suchen, damit die verschiedenen Energien zusammenkommen, die offensichtlich vorhanden sind.

Berlin profitiert von einer Wissensvermittlung in die Stadt hinein. Umgekehrt profitiert die Universität davon, dass wir attraktive Stadt planen, weil offensichtlich Studierende und Wissenschaftler zunehmend in diejenigen Städte kommen, die auch attraktiv sind. Wir sind also tatsächlich in dieser Hinsicht voneinander abhängig.

Es wurde heute deutlich, dass wir ganz unterschiedliche Orte haben, auch in Berlin, dass weltweit die Universitäten in sehr unterschiedlichen Formen in der Stadt auftauchen. Die Lage der Standorte ist manchmal innerstädtisch und manchmal suburban, manchmal sind diese sehr isoliert und manchmal mehr oder weniger in-

tegriert. Wir haben heute diskutiert, ob Konzentration durch Isolierung oder durch Integration zu erreichen ist. Natürlich macht es Sinn, auch isolierte Standorte zu entwickeln, wenn sie denn mit der Wirtschaft durchmischt und gekoppelt sind – denn sonst funktionieren diese Standorte nicht. Aber wir haben auch gelernt, dass wir nach dem konzentrierten Arbeiten auch in einem attraktiven urbanen Umfeld auftanken können müssen. So geht offensichtlich bei allen Wissensorten der Weg dahin, dass man die Verzahnung und Ergänzung mit urbanen Nutzungen sucht. Man wird natürlich isolierte Standorte, Standorte auf der grünen Wiese nie vollständig in den Stadtkörper integrieren können. Aber man versucht, eine gewisse Urbanität zu kreieren, indem man wissenschaftsnahe, aber auch wissenschaftsfremde Nutzungen, z.B. Wohnen – wobei mir das überhaupt nicht wissenschaftsfremd vorkommt, denn jeder, der denkt, muss auch mal schlafen – hinzufügt. Innerstädtische Areale versucht man dagegen, besser mit der Stadt zu vernetzen. Die Frage der Lebendigkeit der Universitätsstandorte hängt aber offensichtlich auch von innerbetrieblichen Konzepten ab. Die 24-Stunden-Stadt wird auch dadurch gemacht, dass die Studierenden, Lehrenden und Forschenden rund um die Uhr arbeiten und denken können.

Die Vernetzung der Wissensstandorte mit der Stadt geschieht also auf ganz unterschiedlichen Ebenen. Da ist zum Ersten die konkrete räumliche Vernetzung, die

durch Architektur, die Qualifizierung von öffentlichen Räumen, die Verbesserung von Durchgängigkeit befördert werden kann. Zum Zweiten funktioniert Vernetzung über Nutzungsdurchmischung und Nutzungsanreicherung. Zum Dritten geschieht sie, ein ganz wichtiger Aspekt, über Beziehungen zwischen Hochschulen und der regionalen und vielleicht auch der überregionalen Wirtschaft. Und viertens, Vernetzung funktioniert ganz einfach über Biografien, über Biografien von Studierenden, Lehrenden und Forschenden, die in eine Stadt kommen und hoffentlich auch in einer Stadt bleiben. An diesen vier Punkten muss offensichtlich weitergearbeitet werden.

Von Herrn Prof. Kunzmann habe ich heute gelernt, dass man vor allem einen Kümmerer braucht. Wir können noch so schöne Pläne machen, wir können uns noch so viele Ziele setzen – wenn die Hochschulen in die Stadt integriert werden sollen und umgekehrt die Stadt die Hochschulen aufnehmen soll, dann müssen wir die vielen kleinen täglichen Probleme lösen. Dafür benötigen wir eben diese Kümmerer. Und dann kann Wissensstadt im Stadtkontext auch wahrnehmbar werden. Das wichtigste ist dabei das Management der Kooperation zwischen Wirtschaft, Senat, Bezirken und Hochschulen. Und dies ist schlicht und ergreifend eine Personalfrage. Wir brauchen Menschen, die sich darum kümmern, dass diese unterschiedlichen Kräfte zusammenkommen. Das ist auch eine Ressourcenfrage, selbstverständlich, aber es geht auch um persönliches Engagement. Es geht darum, dass sich die Universitäten für eine solche Vernetzung öffnen und

dass umgekehrt die öffentliche Hand, die Politik die Türen öffnet, damit diese Vernetzung auch stattfinden kann.

Ziel ist es, die unterschiedlichen Standorte, die wir hier in Berlin haben, in ihrer Unterschiedlichkeit und in ihrem eigenen Charakter zu stärken und zu entwickeln. Und das kann gelingen, wenn wir diese Standorte mit ihrem genuinen und speziellen Umfeld vernetzen, wenn wir unterschiedliche Institutionen und Kräfte an den verschiedenen Wissensorten zusammenführen. Stadtplanung und Stadtentwicklung können sicher dazu beitragen, diese Klammer zu bilden. Architektur ist ein wichtiger Faktor, kann Attraktor sein. Neue Leitbauten können zu Identifikationspunkten werden, zu Symbolen für einen Standort. Aber auch das Bauen im Bestand ist ein wichtiger Aspekt. Die öffentlichen Räume können das Innen und das Außen der Universitätsstandorte vernetzen, dadurch auch wieder an Symbolkraft gewinnen. Mit Architektur alleine geht es allerdings nicht. Wir brauchen produktive Nachbarschaften, wir brauchen an diesen Standorten Andockstellen in die Wirtschaft. Damit das alles gelingt, brauchen wir vor allem ein Gebietsmanagement für diese Orte. Darüber müssen und werden wir nachdenken. Ganz herzlichen Dank.

Frauke Burgdorff, Moderation

Vielen Dank, Frau Lüscher. Ich habe nun die Aufgabe, das Schlusswort zu übernehmen. Das ist unnötig, es ist alles gesagt. Es bleibt mir nur noch, Dank auszusprechen, Dank an die Referenten und Podiumsgäste, Dank an Sie alle für Ihr

Kommen, die Konzentration, Ihr Mittun und für die vielen Diskussionsbeiträge, die ein solches Forum tragen. Und ich danke dem Büro adrian.mehlin.prozessnavigation, Frau Adrian und ihrem Team. Ich bin noch nie auf eine Moderation so gut vor-

bereitet worden. Vielen herzlichen Dank und allen einen schönen Abend!